

Praxis-Leit-Faden

zur

emanzipatorischen

Jungenarbeit

**in der Offenen Kinder- und
Jugendarbeit.**

- **Grundlagen**
- **Theorien**
- **Ansatzpunkte**

Herausgeber: Stadt Nürnberg - Jugendamt - Offene Kinder- und Jugendarbeit
Projektleitung: Bernd Kammerer (Abteilungsleitung)
Bearbeitung: Michael Schenk / Eva Schmutterer

Inhaltsverzeichnis

Einleitung und Vorbemerkung	5
Kapitel A: Grundlagen und theoretischer Hintergrund	7
1. Geschlecht.....	7
• Geschlecht als biologische Kategorie (sex)	
• Geschlecht als soziale Kategorie (gender)	
2. Gender und die Konstruktion der Geschlechter.....	9
• Geschlechtszuweisung - Geschlechtszuschreibung	
• Kultur der Zweigeschlechtlichkeit	
• Geschlecht als „sozialer Platzanweiser“ (Mies)	
• Zusammenfassung	
3. Männlichkeit	15
• Makrosoziologische Betrachtung der Männlichkeit	
• Mikrosoziologische Betrachtung der Männlichkeit	
• Zwei Traditionen	
• Ein neuer Blick	
• Männlichkeit als normatives Faktum	
• Das Erziehungsdrama zur Männlichkeit	
4. Männliche Geschlechtsidentität.....	21
• Die doppelte Negation	
• Männlichkeit wird dysfunktional	
• Die Paradoxie der männlichen Identität	
5. Männliche Folgeprobleme.....	27
• Männlichkeit macht krank	
• Störungen des Sozialverhaltens	
Kapitel B: Übersicht über Jungenarbeit	35
1. Begriffseinordnung.....	35
• Der Begriff „Jungenarbeit“ als Kritik an maskulin-zentrierten Jungenarbeit	
• Forderung nach Jungenarbeit als Ergänzung zur Mädchenarbeit	
• Jungenarbeit als geschlechtsbewußte Arbeit mit Jungen	
2. Ansätze	37
• Antisexistische Jungenarbeit (Frille)	
• Reflektierte und kritische Jungenarbeit (Sielert)	
• Kritische Männerforschung (Winter)	
• Emanzipatorische Jungenarbeit (Schenk)	
Kapitel C: Umsetzung in der Abteilung offene Jugendarbeit	45

1. Jungenarbeit in der offenen Jugendarbeit - geht das überhaupt?.....	46
• Männlichkeit ist normal	
• Jungenarbeit: lebensweltbezogen, niederschwellig und offen?	
2. Näherung und erste Schritte	50
3. Ansatzpunkte	51
Exkurs: die binäre Codierung der Männlichkeit.....	52
• Jungenspiele: Konkurrenz und Härte	
• Männersprache-Jungenssprache	
4. Methodische Vorschläge	60
• Die introspektive Wende	
• Prinzip Nähe	
• Parteilichkeit	
5. Schlußwort.....	64
Anhang 66.....	

Einleitung

Die Notwendigkeit einer geschlechtsbewußten Jungenarbeit leuchtet mittlerweile den meisten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit ein. Denn männliche Kinder und Jugendliche bringen eine Vielzahl an Problem- und Aufgabenstellungen mit, die einen geschlechtsspezifischen Ansatz sinnvoll machen. Sie verhalten sich anders als Mädchen, haben andere Probleme, die sie zudem anders verarbeiten und zu lösen suchen. Der Erkenntnis, daß es neben Jungen auch Mädchen gibt, folgt so allmählich die Entdeckung der Jungen *als* Jungen.

Die individuelle Entwicklung eines Jungen unterliegt ebenso wie die der Mädchen der gesellschaftlichen Definition der Geschlechter. Die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht prägt die Jungen ganz konkret, bestimmen Handeln, Denken und Fühlen, wie auch deren Begriff von sich selbst und anderen. Männliche Jugendliche haben bestimmte Bedürfnisse, Stärken und Schwächen, die sich durchaus von denen der Mädchen unterscheiden. Die Aussage „*Ich bin ein Junge*“ markiert die Bedeutung, die Männlichkeit für Jungen besitzt. Über die männliche Geschlechtszugehörigkeit bilden Jungen ihre Geschlechtsidentität. Die Zuordnung jedes Menschen zu dem einen oder anderen Geschlecht ist eine der wichtigsten sozialen Ordnungskategorien, die im pädagogischen Geschehen reflektiert und beachtet werden muß. Mit Verzicht auf die geschlechtsspezifische Pädagogik würden diese Eigenheiten unserer Kultur ignoriert.

Für den Bereich der Mädchenarbeit ist uns dies durchaus geläufig. Mit Mädchen arbeiten heißt, die weibliche Sozialisation und deren spezifische Auswirkung zu kennen, die Mädchenkultur als eigene Kultur in den Blick zu nehmen und hierfür pädagogische Antworten zu finden. Bei dieser Arbeit werden die Unterschiede zwischen den Mädchen nicht verleugnet, sondern Vielfalt gesucht und gefördert. Es geht um Hilfestellung bei der Entwicklung der Identität, um die Erweiterung der eigenen Persönlichkeit und darum, Mut und Neugierde auf bislang unentdeckte Seiten und Potentiale zu wecken. Es mag nicht recht einleuchten, warum die Arbeit mit Jungen nicht ähnliches für die männliche Klientel leisten könnte und müßte. Doch Jungenarbeit steht noch am Anfang. Trotz vieler Forderungen, endlich Jungenarbeit zu machen, wurde ein spezifisches Verständnis der männlichen Sozialisation und Biografie noch kaum erreicht. Es herrscht Mangel an Wissen, an Theorien und Forschung über Jungen und Männer.

Die männliche Biografie, lange Zeit als Norm und Maßstab kindlicher Entwicklung mißverstanden, entpuppt sich nach und nach - für viele überraschend - als weißer Fleck auf der Landkarte der sozialen Arbeit. Die männliche Identität scheint sich lange nicht so stabil und selbstverständlich zu entwickeln, wie dies allgemein angenommen wurde. Und immer mehr kommen die Schwierigkeiten und Nöte, die die Jungen bei der Lebensbewältigung haben, zum Vorschein. Die männliche Sozialisation scheint belastet durch gesellschaftliche Vorstellungen über Männlichkeit, die diese nicht unwesentlich verformen.

Mann-Sein ist weit mehr ein sozialer Status als eine biologische Gewißheit. Für Jungen ist dies konkret spürbar. Die paradoxe Aufforderung „*Sei ein Mann!*“ gehört ebenso zum Jungenalltag wie kategorische Aussagen über Männlichkeit. Daß richtige Jungen nicht weinen, keinen Schmerz kennen und niemals Angst haben, weiß jedes Kind: Jungen sind wild, aktiv und haben keine Probleme. Hinter diesen Sätzen, die wahrscheinlich jeder Mann irgendwann in seinem Leben gehört und verstanden hat, steht ein rigides Regelwerk zur Männlichkeit.

Wer ein „richtiger Junge“ sein will, muß sich an diese Regeln halten und den Erwartungen, die an Männlichkeit geknüpft sind, gerecht werden. Jungen und Männer, die von den

Vorgaben abweichen, werden dagegen oft gehänselt oder abgelehnt. Die Angst, nicht als „richtiger Junge“ bzw. „richtiger Mann“ anerkannt zu werden, sitzt bei Jungen und Männern tief. Die Aberkennung der Männlichkeit durch andere trifft Jungen und Männer so an einem empfindlichen Punkt. Die Brüchigkeit und Labilität der männlichen Identität hat hier ihren Grund. Gerade bei Jungen, deren betont „männliches“ Auftreten oftmals kritisiert wird, können Konflikte vermutet werden, die auf die Verunsicherung in der männlichen Identität verweisen.

Eine um einen jungenspezifischen Blick *erweiterte* Kinder- und Jugendarbeit ist so unerlässlich. Doch der pädagogische Mainstream tut sich nach wie vor schwer mit der Entfaltung einer jungengemäßen Theorie. Auch in der pädagogischen Berufsausbildung kommen geschlechtsspezifische Aspekte von Sozialarbeit nur sporadisch vor. Doch selbst wenn Seminare angeboten werden, bleibt die maskuline Seite meist unbehandelt.

Der hier vorgelegte Praxisleitfaden zur Jungenarbeit versteht sich als erste Näherung an das Thema, will Theorien, Fakten und Denkanstöße bündeln und damit zu Auseinandersetzung, Kritik und Weiterdenken anregen. Interessierten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit soll ein erster Überblick über Jungenarbeit gegeben werden, aus dem heraus in den verschiedenen Arbeitsfeldern eine Praxis der Jungenarbeit entstehen könnte. Der Leitfaden ist so lediglich eine Vorarbeit für Konzepte der Jungenarbeit, die in Folge entstehen.

Nürnberg, im Oktober 1996

KAPITEL A: Grundlagen und theoretischer Hintergrund

1. „Geschlecht“

Jungenarbeit wird in der Literatur häufig als *geschlechtsspezifisch*, *geschlechtsbewußt* oder *geschlechtsbezogen* bestimmt. Diese Bezeichnungen weisen auf die entscheidende Stellung des Begriffs des Geschlechts in den jeweiligen Theorien und Ansätzen hin. Gleichzeitig herrscht aber gerade hier die größte Verwirrung. In den Texten zur Jungenarbeit finden sich recht unterschiedliche Vorstellungen über diesen Begriff. Neuere soziologische Arbeiten zur Geschlechterforschung werden nicht selten ignoriert, statt dessen wird auf Mythen¹ und biologistische Begründungen² zurückgegriffen, die kaum Anschlußfähigkeit in der Praxis besitzen. Das Phänomen Geschlecht ist aber wesentlich vielschichtiger, als es solch einfache Modelle nahelegen. Mißverständnisse und Schwierigkeiten bei der Konzeptualisierung der Jungenarbeit haben hier oft ihren Ursprung.

Bevor die verschiedenen Positionen zur Jungenarbeit vorgestellt werden können, sollte Sicherheit über die wichtigsten Grundbegriffe und deren theoretischen Hintergrund bestehen. Denn Jungen und Männer in den Blick zu nehmen, heißt, der Frage nachzugehen, was „Geschlecht“ *für sie* ist, wie und mit welchen Konsequenzen „*Geschlechtsidentität*“ entsteht und was dabei in der männlichen Biografie schief gehen könnte. Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, die Sprachverwirrung über Männlichkeit und Weiblichkeit aufzuhellen. Aber auch die scheinbare Normalität, das Selbstverständliche und Alltägliche des zweipoligen Geschlechterbegriffs soll hinterfragt und so dessen schillernder Facettenreichtum sichtbar werden.

Sehr allgemein kann Geschlecht auf zwei unterschiedliche Weisen, als biologische (*sex*) oder als soziale Kategorie (*gender*) verstanden werden. Diese neue und differenzierte Perspektive auf Geschlecht wurde begrifflich von dem Psychoanalytiker Robert J. Stoller (1976) eröffnet. Die Diskussionen über Geschlechtsunterschiede, das Geschlechterverhältnis, aber auch über Jungen- bzw. Mädchenarbeit, können ohne diese Unterscheidung nicht verstanden werden. Die deutsche Sprache bietet keine handliche Möglichkeit, die unterschiedlichen Bedeutungen des Geschlechtsbegriffs zu benennen, weshalb die angelsächsischen Begriffe *gender* und *sex* häufig in deutschen Texten übernommen wurden.

◆ **Geschlecht als biologische Kategorie (*sex*)**

Geschlecht ist in der Biologie eine Bezeichnung für die körperlichen Eigentümlichkeiten von Frauen und Männern. Die körperlichen Erkennungsmerkmale, die das männliche und das weibliche Geschlecht unterscheiden, werden als primäre, sekundäre und tertiäre *Geschlechtsmerkmale* bezeichnet.

Verantwortlich für die Ausbildung dieser Unterschiede ist beim Menschen die zufällige Kombination des 23. Paares des Chromosomensatzes. Diese sog. *Gamosomen* geben Auskunft über das (Chromosomen-) Geschlecht des Menschen: XX bei der Frau, XY beim Mann.

Doch ist dies nicht die einzige Methode zur Geschlechtsbestimmung, die in Biologie und Medizin bekannt ist. Bereits 1948 wurden nämlich an der Innenseite der Zellkernmembran von Frauen „gewisse Konzentrationen der Gerüstsubstanz des Chromosoms, *Chromatin*

¹ vgl. z.B. Uwe Sielerts (1991) Argumentation über das männliche und das weibliche Prinzip.

² vgl. den Rückgriff von Lothar Böhnisch und Reinhard Winter (1993) auf die Gebärfähigkeit der Frau als deren „anthropologischen Fluchtpunkt“.

genannt“ (Assanger, R. /Wenniger, G. 1983:414), entdeckt, die bei Männern gemeinhin fehlen.

Ab diesem Zeitpunkt konnte man das biologische Geschlecht eines Menschen auf zwei verschiedene Weisen bestimmen, entweder nach dessen *Gamosomenformel* (XY = Mann; XX = Frau) oder nach dessen *Chromatinformel* (positiv = Frau; negativ = Mann). Recht bald kam eine weitere Methode hinzu, die es erlaubte, das Geschlecht über die Analyse der weißen Blutkörperchen (*Trommelschlegelanalyse*) zu bestimmen. Man besaß also nun drei verschiedene Methoden, Aussagen über das biologische Geschlecht eines Menschen zu machen. Bei weiteren Untersuchungen stellte sich heraus,

1. Die *primären Geschlechtsmerkmale* sind die eigentlichen Geschlechtsorgane. Beispiele: Penis, Hoden, Prostata, Scheide, Klitoris, Schamlippen, usw. Ihre Entwicklung beginnt schon vor der Geburt, während der Embryonalzeit.
2. Die *sekundären Geschlechtsmerkmale* sind spezifisch männliche und weibliche Kennzeichen des Körperbaus und der Organusbildung. Beispiele: Bartwuchs beim Mann, Brüste bei der Frau, unterschiedliche Körperbehaarung (Schamhaare) usw. Die Entwicklung dieser Geschlechtsmerkmale findet während der Pubertät statt.
3. Als *tertiäre Geschlechtsmerkmale* bezeichnet man Unterschiede zwischen Männern und Frauen in Körperhöhe, Knochenbau, Organusbildung und -lage, sowie Herz- und Atemtätigkeit.

„daß es Menschen gab, deren *Chromatinformel* von ihrer *Gamosomenformel* und diese wiederum von ihrer *Trommelschlegelformel* abwich. [...] Die Geschlechtlichkeit des Individuums ließ sich nicht mehr eindeutig als männlich oder weiblich definieren, sondern bestand offenbar aus einem *Kräfteparallelogramm*, an dem sowohl *genetisch* weibliche, wie *genetisch* männliche Einflüsse mitwirkten.“ (ebd.)

Im Laufe der Zeit kamen noch eine Reihe anderer Methoden hinzu, so daß der Begriff des Geschlechts heute in der Biologie als ein „Mosaik aus männlichen und weiblichen Steinchen“ (ebd.) betrachtet wird. Man kennt heute bei Menschen ca. 10 „verschiedene Faktoren, die seinen tatsächlichen sexuellen Status bestimmen“ (Bornemann 1978 Bd.2 :478)³.

Tatsächlich spielen diese verschiedenen Möglichkeiten der Geschlechtsbestimmung aber in unserem Leben nur eine marginale Rolle. Wer kennt schon seine Gamosomenformel? Zur Geschlechtsbestimmung des Neugeborenen genügt vielmehr ein Blick auf dessen äußeren Genitalien. Doch diese Bevorzugung der äußeren Geschlechtsmerkmale als Bestimmungsmethode ist rein medizinisch nicht begründbar.

◆ **Geschlecht als soziale Kategorie (gender)**

Im Gegensatz zur Biologie versteht die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung Geschlecht nicht mehr (allein) als eine biologische, sondern vielmehr (auch) als eine soziale Kategorie. Von großer Bedeutung sind hierbei Ergebnisse der feministischen Soziologie bzw. der Geschlechterforschung (woman-, gender-, queer-studies). Diese soziologischen und

³ Bornemann, E. (1978) erfaßt dreizehn Formen der menschlichen Geschlechtlichkeit:

- | | |
|---------------------------------------|--------------------------|
| 1. Chromosomengeschlecht; | 8. Zuweisungsgeschlecht; |
| 2. Chromatingeschlecht; | 9. Erziehungsgeschlecht; |
| 3. Trommelschlegelgeschlecht; | 10. Ödipalgeschlecht; |
| 4. Keimdrüsen-geschlecht; | 11. Pupertätsgeschlecht; |
| 5. Hormongeschlecht; | 12. Neigungsgeschlecht; |
| 6. Hypothalamus-Hypophysengeschlecht; | 13. Objektgeschlecht |
| 7. Morphologisches Geschlecht; | |

ethnomethodologischen Studien zur Sozialisations-, Attributions- und Transsexuellenforschung geben Hinweise darauf,

„daß die unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Prägungen von Verhaltensformen, Lebenserwartungen, Selbst- und Fremdeinschätzungen bei Männern und Frauen ein Ergebnis der kulturell bestimmten Erziehungs- und Milieueinflüsse sind“ (Meyer 1971)

und nicht, wie früher angenommen wurde, auf natürliche Geschlechtsunterschiede zurückführbar sind. Gegenstand der Geschlechterforschung sind so die *sozialen* und *kulturellen* Aspekte des Geschlechtsbegriffs. Geschlecht wird als „als etwas [verstanden] das gesellschaftlich ‘gemacht’ und individuell nachvollzogen bzw. ‘mitgemacht’ wird“ (Treibel, A. 1993:133).

Auch in der Psychologie herrscht mittlerweile darüber Einigkeit, daß die beobachtbaren Unterschiede zwischen den Geschlechtern im psychischen Bereich⁴ nicht länger biologisch zu erklären seien:

„Aufgrund vieler Befunde geht man heute davon aus, daß die individuellen geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen weitgehend durch frühkindliche Lern- und Prägungserfahrungen, sowie die vorherrschenden gesellschaftlichen Rollenerwartungen determiniert sind“ (Wellhöfer, P.R. 1990:191)⁵.

2. Gender und die Konstruktion der Geschlechter

Mit der Einführung des Begriffs gender ging es um die neue Einordnung von Geschlecht in das Spannungsfeld zwischen Natur und Kultur. Geschlecht galt traditionell als Natur, diese blieb aber allein den „Wilden“ und den Frauen vorbehalten. Frauen wären, so schreibt etwa Friedrich Schlegel in einem Brief an Schleiermacher, „mitten im Schoß der menschlichen Gesellschaft Naturmenschen geblieben“ (Klinger, C. 1992:35). Das Verhältnis zwischen Mann und Frau wurde so „traditionell dem von Kultur zu Natur, von Verstand zu Gefühl, von Geist zu Körper, auf einer symbolischen Ebene als analog gedacht“ (ebd.). D.h., Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden

„seit der zweiten Hälfte des 18.Jahrhunderts als Ausdruck der von Natur aus unterschiedlichen Körperlichkeit der Geschlechter begründet. Während der Mann der Moderne zum modernen Menschen avancierte und zum Menschen schlechthin verallgemeinert wird, verschwindet die Frau am Ende dieses Prozesses in der sich als ‘Wissenschaft vom Weibe’ als einer ‘Naturgeschichte des Weibes’ [...] entwickelnden Gynäkologie“ (Bublitz, H. 1993: 63).

Das Begriffspaar gender-sex wurde sowohl von dem Ethnomethodologen Harold Garfinkel und dem Soziologen Erving Goffman als auch - und vor allem - von der feministischen Frauenforschung übernommen und ausgearbeitet. Mit gender konnte jetzt die „kulturelle und institutionalisierte Form, mit der biologische Geschlechterunterschiede innerhalb einer Gesellschaft und in einer bestimmten historischen Phase sozial Bedeutung verliehen wird“ (Bublitz, H. 1993:68f.), bezeichnet werden.

Die aus der US-Amerikanischen Frauenbewegung hervorgegangenen *women-studies* beschäftigen sich weitgehend interdisziplinär mit den sozialen, kulturellen, historischen, ökonomischen, ideologischen und medizinischen Aspekten der Situation von Frauen.

⁴ Frauen hätten z.B. eine höhere Wahrnehmungsgeschwindigkeit, wären häufig sprachlich begabter, würden meist genauer arbeiten und seien außerdem für Gefühle zugänglicher als Männer. Männer dagegen wären für Arbeiten, die Körperkraft erfordern, besser geeignet. Sie besäßen zudem ein etwas ausgeprägteres räumliches Orientierungsvermögen und hätten ein höheres technisch-mechanisches Verständnis.

⁵ vgl. auch die ausführliche Diskussion biologischer Auffassungen bei Hagemann-White 1984:29 ff.

Wichtige Vertreterinnen im deutschsprachigen Raum sind Regine Becker-Schmidt, Helga Bilden, Gudrun-Axeli Knapp, Christa Thürmer-Rohr, Regine Gildemeister, Carol Hagemann-White u.a. (vgl. Treibel, A. 1993). Allen gemeinsam ist die Kritik an der systematischen *Konstruktion des Weiblichen* als dem Minderwertigen, Anderen⁶, Ausgeschlossenen und der damit verbundenen und diese Minderbeachtung des Weiblichen auslösenden *Generalisierung des Mannes zum Menschen* (vgl. Bublitz, H. 1993:63). Frauen wurden (nicht nur) in der Wissenschaft jahrhundertlang übersehen oder lediglich als Abweichung von der männlichen Norm thematisiert. Obgleich sich diesbezüglich in den letzten Jahrzehnten durchaus viel bewegt hat, sind Traditionen *maskulin-zentrierten* Denkens noch heute sichtbar. Dieses kulturelle Mißverständnis, das möglicherweise bewußt und vorsätzlich in die Welt gesetzt wurde, kann auch heute noch in vielen wissenschaftlichen Texten angetroffen werden. So weist etwa Julia Zinsmeister auf die unverhältnismäßig häufige Beschäftigung der Kriminalistik mit der Frau als Täterin hin, obgleich sich deren Anteil an der Gesamtkriminalität auf lediglich 21,4% beläuft. Selbst der Verweis auf die Natur der Frau würde in aktuellen Standardwerken nicht fehlen. Dort fänden „sich noch Theorien, wonach etwa sexuelle unbefriedigte Frauen zur Kleptomanie neigten, beim Stehlakt gelangen sie sogar zum Orgasmus“ (Zinsmeister, J. 1995:42).

Die feministische Frauenforschung nimmt eine explizit kritische Haltung gegen die traditionelle, akademische Ausrichtung der Sozialwissenschaften ein, da diese

„weder das Geschlecht als eine grundlegende gesellschaftliche und damit auch soziologische Kategorie [behandelt], noch [...] die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die gesellschaftliche Organisation des Geschlechterverhältnisses [thematisiert].“ (Bublitz, H. 1993:65f.)

Geschlecht wurde lange Zeit schlicht ignoriert. Aus heutiger Sicht ist dies nur schwer nachvollziehbar und kaum verständlich. Die Einengung der Sozialwissenschaften, die das Geschlechterverhältnis auch in seinen emotionalen Aspekten übersah und auf „Sexualität, Liebe und Beziehungsaspekte und -probleme reduzierte und in den Privatbereich abdrängte“ (Treibel, A. 1993:255), wird erst in den letzten Jahren korrigiert.

Die feministische Kritik war und ist jedoch keineswegs nur eine Wissenschaftskritik, sondern wurde auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens bezogen. Das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit (*genderism*) wurde einer intensiven Dekonstruktion unterzogen, die verdeutlichte, wie wenig es auf natürlichen Faktoren beruhte. Die Gender-Sex-Differenz wurde eingeführt, „um die Formel ‘Biologie ist Schicksal’ anzufechten“ (Butler, J. 1991:22). Mit ihr konnte auf die *gesellschaftliche* Konstruktion des „Weiblichen“ bzw. „Männlichen“ hingewiesen und dessen hierarchisches Verhältnis dadurch variabel gemacht werden.

◆ Geschlechtszuweisung - Geschlechtszuschreibung

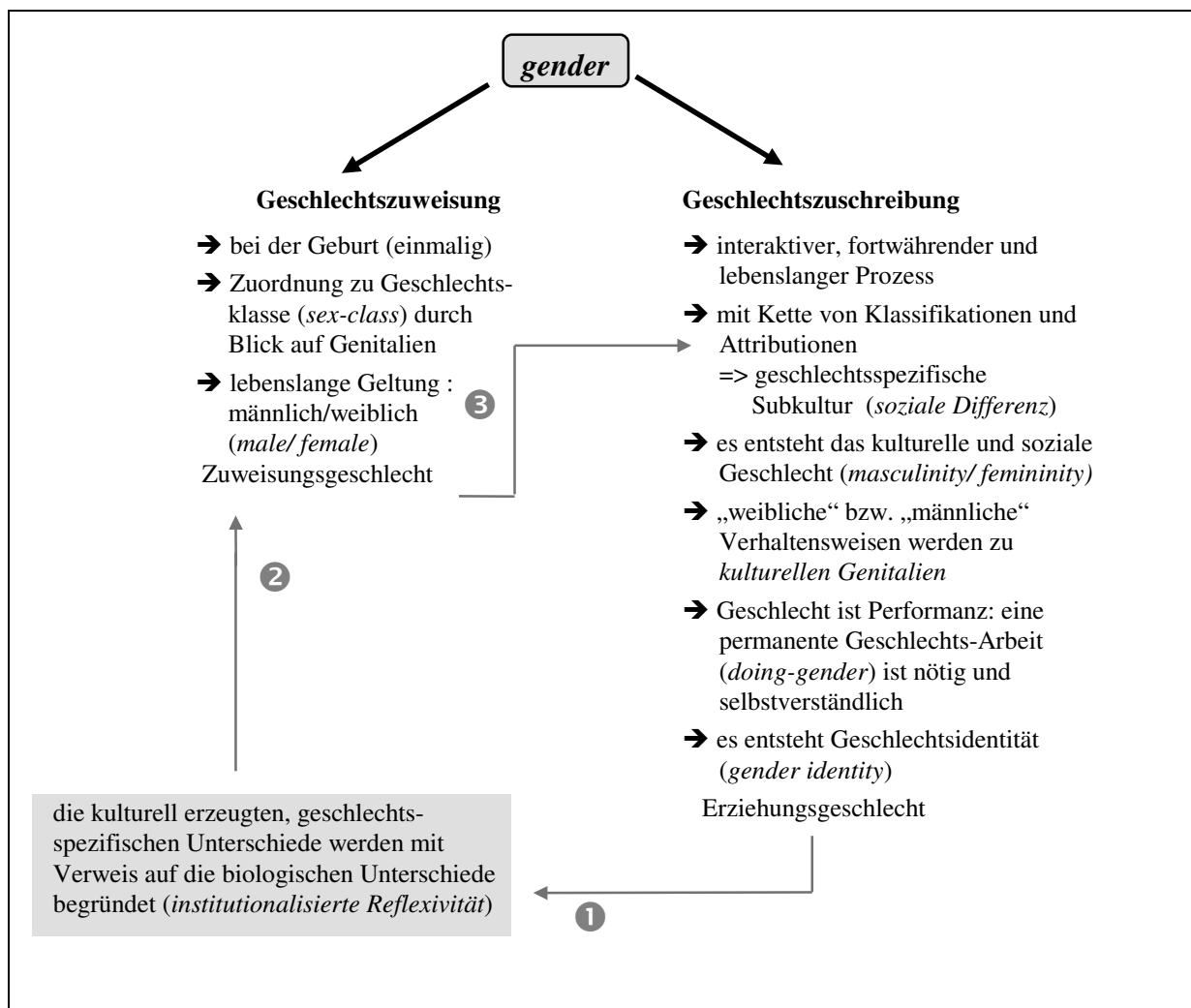
Doch der Begriff *gender* kann noch weiter differenziert werden. Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna haben, in einer der ersten feministisch-ethnomethodologischen Studie, die zentrale Unterscheidung (siehe Schaubild 1) zwischen der einmaligen Geschlechtszuweisung (*gender assignment*) bei der Geburt und der alltäglich immer wieder stattfindenden Geschlechtszuschreibung (*gender attribution*) eingeführt (vgl. ausführlich Treibel, A. 1993:142ff.).

⁶ vgl. in diesem Zusammenhang den Klassiker der Frauenbewegung „Das andere Geschlecht - Sitte und Sexus der Frau“ von Simone de Beauvoire, den sie 1949 in französischer Sprache vorlegte: „Das Paar ist eine Grundeinheit, deren beide Hälften aneinander geschmiedet sind; es ist nicht möglich, eine Spaltung der Gesellschaft nach Geschlechtern vorzunehmen. Das ist es, was von Grund auf die Frau charakterisiert: sie ist die Andere innerhalb eines Ganzen, in dem beide Extreme einander nötig haben“ (Beauvoire, S. d. 1987:15).

Schon die Bestimmung des Geschlechts bei der Geburt wäre demnach ein *sozialer* Vorgang, der sich lediglich - mit einem Blick auf die Vagina bzw. den Penis des Neugeborenen - auf Biologie beruft. Wie wir gesehen haben, ist Geschlecht biologisch nicht konsistent und kennt fließende Übergänge. Daß den äußeren Genitalien die Definitionsmacht über die Geschlechtlichkeit zugesprochen wurde, ist so mehr eine kulturelle Übereinkunft als eine biologische Notwendigkeit. Doch die Zuweisung des Geschlechts wird in der Regel als selbstverständlich empfunden und nicht hinterfragt, obwohl die Unterschiede in der biologischen Ausstattung im Vergleich zu anderen sehr gering sind und nur schwerlich als „Ursachen derjenigen sozialen Konsequenzen“ angesehen werden können, „die scheinbar selbstverständlich aus ihnen folgen“ (Goffman, E. 1994:106). Mit der Zuweisung eines Geschlechts werden Menschen jedoch allumfassend und lebenslang kategorisiert.

Es sollte aber nicht vergessen werden, daß es Menschen gibt, „die das Geschlecht, das bei der Geburt durch einen - nicht selten trügerischen - Blick auf die äußeren Genitalien festgesetzt worden war, im späteren Leben verlassen haben“ (Sigusch, V. 1995:9). Personen mit *Geschlechtsidentitätsproblemen* wie etwa Transsexuelle oder Intersexuelle sensibilisieren für die sozialen Aspekte der Geschlechtszuweisung. Im falschen Körper zu leben ist zwar selten, hat jedoch für Betroffenen immense Probleme im gesellschaftlichen Leben zur Folge und kann als eine „soziale Schwerstbehinderung“ (Bader u.a. 1995:175) bezeichnet werden.

SCHAUBILD 1: GENDER-ZUWEISUNG UND ZUSCHREIBUNG



Im Gegensatz zu der Geschlechtzuweisung ist die Geschlechts*zuschreibung* ein „lebenslang immer wieder stattfindender Prozeß“ (Treibel, A. 1993:142). Denn die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen muß in der Interaktion alltäglich bestimmt werden. Um nicht in Verwirrung zu geraten, ist es ungemein wichtig, das Gegenüber entweder als Mann oder Frau einordnen zu können. Die Zuschreibung des Geschlecht wird dabei „häufig nicht an den primären oder sekundären Geschlechtsmerkmalen festgemacht, sondern an anderen Informationen wie Gang, Stimme, Gesichtsausdruck, Körperhaltung und Ausstrahlung“ (ebd.:143). Die bei der Geschlechtzuweisung so wichtigen Genitalien bleiben bei der Geschlechtszuschreibung versteckt, sie erfolgt ohne Wissen über sie.

„‘Weiblichkeit’ und ‘Männlichkeit’ sind demnach nicht einfach an die biologischen Geschlechtsunterschiede gebunden, sondern gewinnen eine Eigendynamik. Wichtiger als die körperlichen Genitalien sind die sog. ‘weiblichen’ bzw. ‘männlichen’ Verhaltensweisen. Diese werden zu kulturellen Genitalien“ (ebd.:141).

Scheinbar haben lediglich Transsexuelle große Schwierigkeiten mit fehlerhaften Zuschreibungen und der Verwirrung ihrer Umwelt. Doch der Zwang, entweder „Mann“ oder „Frau“ zu sein und andere als solche einzuordnen, strukturiert unser alltägliches Leben. Gelingt uns dies nicht, sind Unsicherheit in der Kommunikation die Folge, denn

„das Grundgesetz der Geschlechtlichkeit heißt in unserer Kultur nun einmal: entweder weiblich oder männlich, entweder Frau oder Mann. Gewaltig ist deshalb der allgemeine Druck, ebenso sichtbar wie unsichtbar, sich selbst einem der beiden Geschlechter zuzuordnen“ (Sigusch, V. 1995:7).

Weil dies so ist, ist im Alltag eine permanente Geschlechtsarbeit nötig, bei der darauf zu achten ist, daß sich das eigene Verhalten und Auftreten (die soziale Performanz) dem jeweiligen Geschlecht zuordnen läßt. Im allgemeinen gelingt dies unreflektiert und ohne größere Probleme. In der Literatur wird dieses Phänomen als *doing-gender* bezeichnet. Doch ist dies, wie Haagemann-White schreibt,

„kein Spiel, sondern oft bitterer Ernst: Wer das im jeweiligen Kontext gebotene Maß ‘eigengeschlechtlichen’ Verhaltens nicht aufbringt, erleidet teils massive soziale Sanktionen, kann Freundschaft und Liebe, den Arbeitsplatz oder ein politisches Amt verlieren, wird unter Umständen zusammengeschlagen oder sexuell gedemütigt“ (Hagemann-White 1993).

◆ **Kultur der Zweigeschlechtlichkeit**

In unserem Kulturkreis gibt es lediglich zwei akzeptierte Geschlechtsklassen. Der Blick über unseren kulturellen Gartenzaun sollte allerdings deutlich machen, daß dies nicht unbedingt so sein muß oder allein so denkbar wäre. So haben die *Navajos*, einer der bekanntesten Indianerstämme Nordamerikas, gleich vier Geschlechterrollen im Angebot. „Der“ Indianer Wesley Thomas gilt beispielsweise in seiner Kultur als „Nadleehé“, als Weibmann. Ein Nadleehé wechselt nicht sein/ihr biologisches Geschlecht, sondern seine/ihre soziale Rolle. Doch darf dies nicht mit dem Phänomen des Transvestitismus verwechselt werden. Weibmänner und Mannweiber gelten bei den Navajos vielmehr als eigene Geschlechtsklassen, die zudem hoch angesehen sind. Darüber, wer in diese besonderen Klassen darf und wer nicht, entscheidet die Großfamilie bereits in frühem Kindesalter: „Wesley wurde vom vierten Lebensjahr an als Mädchen behandelt. Er durfte Frauenkleider tragen und alle Arbeiten lernen, die dem weiblichen Geschlecht zufallen“ (Mika, B. 1994:11). Die Unterscheidung zwischen sozialem und biologischem Geschlecht wird auch hier sinnfällig.

In der Kultur der Zweigeschlechtlichkeit herrscht dagegen ein dichotomes, binäres Denken. Geschlecht ist eine „Verhaltensverpflichtung“, entweder „Mann“ oder „Frau“ zu sein,

Abweichungen oder etwas dazwischen gibt es nicht (Treibel, A. 1993:139). Den Sozialwissenschaften stellt sich hier die Frage, wie es kam, daß die „soziale Subkulturen“ (Goffman, E. 1994), die in Folge entstanden, dennoch über Biologie gerechtfertigt werden konnten. Erving Goffman faßt diese Fragestellung wie folgt zusammen:

„Nicht die sozialen Konsequenzen der angeborenen Geschlechtsunterschiede bedürfen also einer Erklärung, sondern vielmehr wie diese Unterschiede als Garanten für unsere sozialen Arrangements geltend gemacht wurden (und werden) und, mehr noch, wie die institutionellen Mechanismen der Gesellschaft sicherstellen konnten, daß uns diese Erklärungen stichhaltig erschienen“ (ebd.:107).

Goffman bemüht sich freilich auch um eine Antwort auf seine Frage. Das Phänomen, um das es ihm dabei geht, nennt er „institutionalisierte Reflexivität“ (ebd.:162ff. - siehe auch Schaubild 1). Damit ist gemeint, „daß das soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, daß es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen“ (ebd.).

Als Beispiel hierfür nennt Goffman das kulturelle Phänomen der geschlechtsgetrennten Toiletten, die eine „Art Rhythmus des Zusammenkommens und Wieder-Auseinandergehens“ (ebd.: 132) ermöglichen:

„Alles in allem hat man es also nicht so sehr mit einer strikten Absonderung als vielmehr mit punktuellen Unterbrechungen im Tagesablauf zu tun. Diese stellen sicher, daß subkulturelle Unterschiede trotz der häufigen Kontakte zwischen den Geschlechtern erhalten und wiederhergestellt werden“ (ebd. 133).

Doch das Arrangement dieser Absonderung kann nicht als Folge der biologischen Unterschiede gedacht werden:

„Es betrifft zwar die *Funktionsweise* der je nach Geschlecht unterschiedlichen Organe, doch nichts an dieser Funktionsweise würde *biologisch* eine Absonderung verlangen; *dieses* Arrangement ist ein rein kulturelles Phänomen. Hier hat man es also mit einem Fall von institutioneller Reflexivität zu tun: Die Trennung der Toiletten wird als natürliche Folge des Unterschieds zwischen den Geschlechtskategorien hingestellt, obwohl sie tatsächlich mehr ein Mittel zur Anerkennung, wenn nicht gar zur Erschaffung dieses Unterschieds ist“ (ebd. :134).

♦ Geschlecht als „sozialer Platzanweiser“ (Mies)

Harold Garfinkel, ein amerikanischer Soziologe und der „Erfinder“ der Ethnomethodologie, geht davon aus, „daß *alle* alltäglichen Interaktionen durch den geschlechtlichen Status geprägt werden.“ (Treibel, A. 1993:139). Geschlecht ist damit in unserer Kultur *das wichtigste* soziale Ordnungskriterium. Auch Ervin Goffmann spricht von Geschlecht als „Eimer, in dem die anderen Eigenschaften lediglich hineingelegt werden“ (Goffman, E. 1994:113). Denn wurde erst einmal Einigkeit über die Definition einer Klasse von Personen gefunden, „dann erscheint jedes passende Etikett, das wir ihren Mitgliedern anheften [...] zur Charakterisierung, Symbolisierung und erschöpfenden Abbildung dieser Klasse angemessen“ (ebd.). Geschlecht ist sozial entstanden und führte in Folge zu konkreten Unterschieden und zu Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, die eben objektiv biologisch nicht zu rechtfertigen sind. Genau dies wurde jedoch gemacht: die „weiblichen“ bzw. die „männlichen“ Verhaltensweisen, die an das soziale Geschlecht gekoppelt sind, wurden zu verbindlichen Normen oder wie Goffman sagt, zu *Geschlechterglaubensvorstellungen*: „Medial und sonstwie produzierte Geschlechterglaubensvorstellungen tragen als sich selbst erfüllende Prophezeiungen weiter zur Geschlechtertypisierung bei [und] halten den *Genderismus* aufrecht“ (Kotthoff, H. 1994:166).

Zusammenfassung:

Die sex-gender-Differenz erfüllt in der Geschlechterforschung die Funktion, die jeweilige Kompetenz von Wissenschaft zu markieren:

„Mit der Einführung der Kategorie gender ist gegen die Übermacht und das Renommee der Naturwissenschaften begrifflich ein Terrain für die Sozialwissenschaften reserviert, das sie legitimerweise als ihr Feld beanspruchen dürfen.[...] Gender bezeichnet das am Geschlecht, das historisch variabel und somit veränderbar ist.“ (Lindemann, G. 1994:13)

Mit der sex-gender-Differenz kann so auch die Rechtfertigung der Dominanz oder Abhängigkeit eines Geschlechts durch Verweis auf biologische Unterschiede bestritten und als kulturelles Produkt zurückgewiesen werden:

„Leiblichkeit und Geschlechtlichkeit sind Ergebnisse sozialer, kultureller Prozesse auf der Grundlage symbolvermittelter sozialer Interaktionen und kultureller und institutioneller Sedimentierung. Das heißt, auch Zweigeschlechtlichkeit, deren Folgen und Deutungen sind Ergebnisse sozialer Konstruktionen.“ (Gildemeister, R. 1992: 226)

Für die Soziologie, aber auch für die Erziehungswissenschaften ist dies verlockend, weil mit diesem Konzept nicht nur gemeint ist, daß

„sowohl Männer als auch Frauen Natur und Kultur ‘sind’ und daß es keine Begründung für die Annahme gibt, daß Frauen der ‘Natur’ näher [...] seien, sondern daß erst in der dialektischen Verschränkung von ‘Natur’ und ‘Kultur’ Männer und Frauen ‘hergestellt’ und geschaffen werden“ (ebd.).

Das Begriffspaar gender-sex hat deshalb in den Sozialwissenschaften relativ rasch an Bedeutung gewonnen. Diese Sichtweise gewinnt auch immer mehr Einfluß in der Sozialpädagogik. Für die Jungenarbeit sind diese Arbeiten konstitutiv, wenn sie konsequent für den Bereich der Männlichkeit weitergedacht werden. Auch wenn feministische Studien sich vor allem für die Konstruktion des weiblichen Sozialcharakters und die weibliche Sozialisation interessierten, sind deren Aussagen über Geschlecht für die Jungenarbeit bemerkenswert. Denn die Unterteilung des Geschlechtsbegriffs in *gender* und *sex* gilt für die Klasse „Mann“ ebenso, wie der Unterschied, den wir zwischen *Zuweisungsgeschlecht* und *Erziehungsgeschlecht* treffen konnten. „Männlichkeit“ kann folglich - ebenso wie die „Weiblichkeit“ - als *gesellschaftliche Konstruktion* beschrieben werden. Die theoretischen Überlegungen zu *gender* rechtfertigen nicht die Annahme, daß lediglich die weibliche Geschlechtsklasse konstruiert und verformt wäre. Beide Geschlechter sind Produkte der Gesellschaft. Geschlecht muß jeweils individuell nachvollzogen und umgesetzt werden. Die dabei entstehenden Probleme und Besonderheiten sind Thema der geschlechtsspezifischen Arbeit. Wir sollten also jetzt der Frage nachgehen, was „Männlichkeit“ ist.

3. Männlichkeit

Männlichkeit zu definieren ist schwierig. Jahrhundertlang war Männlichkeit nichts, was zu reflektieren oder gar zu hinterfragen gewesen wäre (Hollstein, W. 1996:389). Selbst die Soziologie, immerhin eine Disziplin, die möglichst umfassend die „Struktur-, Funktions-, und Entwicklungszusammenhänge der Gesellschaft“ beschreiben und „aus allgemeinen Prinzipien heraus“ (Fuchs-Heinritz, W. 1994:624) erklären möchte, übersah die längste Zeit ihrer Geschichte völlig die soziale Bedeutung des Geschlechts (Kreckel, R. 1991:370ff.). Sowohl in der *Makrosoziologie*, in der die gesamtgesellschaftlichen Wirkungszusammenhänge untersucht werden, wie auch in der *Mikrosoziologie*, die sich um die Klärung „kleinster selbstständiger, nicht weiter reduzierbarer Konfigurationen sozialen Verhaltens“ (Fuchs-Heinritz, W. et. al. 1994:438) bemüht, wurden die strukturierenden Effekte des Geschlechts

schlicht ignoriert. Die „Abweichung“ der Frauen wurde mit der weiblichen Natur und der Besonderheiten der weiblichen Sozialisation, die „Deviation“ der Männer dagegen als *individuelle Störung* oder als allgemein gesellschaftliches Phänomen (z.B. „Jugendkriminalität“, „Jugendgewalt“) erklärt.

Eine der wesentlichen wissenschaftlichen Leistung der feministischen Genderforschung ist es, auf den Einfluß von Geschlecht als einem „strukturierenden Gliederungsprinzip“ hingewiesen zu haben, denn

„[...] die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht [bestimmt] über soziale Chancen der Selbstentfaltung und über das gesellschaftliche Niveau der Lebensqualität. Darum sprechen wir in der feministischen Frauenforschung von ‘Geschlecht’ als Strukturkategorie [...]. Wir gehen davon aus, daß ‘Geschlecht’ gesellschaftliche Strukturen mitkonstituiert“ (Becker-Schmidt, R. 1991: 392).

Diese begrifflichen Neuerungen werden in der Soziologie mittlerweile ebenso akzeptiert und begrüßt wie die Beseitigung „empirischer ‘weißer Flecken’“ durch die Frauenforschung (Kreckel, R. 1991:370). Durch die Hinzunahme der Strukturkategorie des Geschlechts (zu denen der „Nation“, der „Klasse“ und des „Alters“) als eine der „vier zentralen Ordnungskriterien von sozialer Ungleichheit“ (ebd.:376), konnten jetzt auf der *makrosoziologischen* Ebene Aussagen über die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern getroffen und das Geschlechterverhältnis als Unterdrückungsverhältnis beschrieben werden.

◆ Makrosoziologische Betrachtung von Männlichkeit

Die makrosoziologische Sicht der Männlichkeit ist mithin eine mehr oder weniger kritische. Männlichkeit erscheint jetzt als die privilegierte, machtvolle Seite, die konkret zu der Marginalisierung der Frauen beiträgt. Auch Fragen nach den Bedingungen des gesellschaftlich konstituierten Geschlechterverhältnisses sind hier anzusiedeln. Feminismus bedeutet die „Rebellion gegen das hierarchische Mann-Frau-Verhältnis“ (Mies, M. 1989:63), die eine Erforschung der gesellschaftlichen Funktionsweisen voraussetzt:

„Dieses Verhältnis wird nicht mehr länger als biologisches Schicksal akzeptiert, sondern wird als etwas gesehen, das aufzuheben ist. Die Suche nach den gesellschaftlichen Ursprüngen dieser Herrschaftsbeziehung zwischen Männern und Frauen ist die notwendige Konsequenz der feministischen Rebellion. Für die Frauenbewegung ist aber die Frage nach den Anfängen keine akademische Frage, sie ist vielmehr Teil der politischen Strategie der Frauenemanzipation. Sie wird gestellt, weil wir eingesehen haben, daß wir ohne Verständnis der Anfänge, der Entwicklung und der Mechanismen der Asymmetrierung zwischen Frauen und Männern nicht in der Lage sein werden, sie aufzuheben.“ (ebd.)

Die Analyse der Gesellschaft mit diesem neuen feministischen Paradigma hat unsere Sicht der Welt nachhaltig beeinflußt. In der Kinder- und Jugendarbeit führten die Untersuchungen über den strukturierenden Einfluß der Geschlechtszugehörigkeit innerhalb des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit vor allem zu einer Sensibilisierung für Mädchen und weibliche Jugendliche und zu der Erkenntnis, daß „Jugendhilfe als gesellschaftliches Subsystem zur Benachteiligung von Mädchen durch direkte und indirekte Diskriminierung sowie durch fehlende kompensatorische Angebote beiträgt“ (Trauternicht, G.1996:388). Mehr noch: „Angebote von *Jugendarbeit* orientierten sich stärker an Interessen, die bei Jungen qua geschlechtsspezifischer Sozialisation bereits ausgeprägt sind, führen zur Dominanz von Jungen und zur Entstehung ‘männlicher Territorien’“ (ebd.).

Jugendarbeit hat sich in einem ersten Schub an diesen Strukturanalysen orientiert und versucht, die Dominanz der Jungen durch eine konfrontative, kritische oder „antisexistische“ Jugendarbeit abzubauen. Im Unterschied zu der Mädchenarbeit konnten sich diese ersten jugenarbeiterischen Überlegungen jedoch kaum auf mikrosoziologische Arbeiten beziehen,

mit denen die Konsequenzen der Zweigeschlechtlichkeit auf der individuellen Ebene für das männliche Subjekt reflektiert worden wären. Gerade diese Ebene ist jedoch Thema der sozialpädagogischen Arbeit.

◆ **Mikrosoziologische Betrachtung von Männlichkeit**

In der mikrosoziologischen Betrachtung von Männlichkeit sollte es um die Frage gehen, wie die gesellschaftlichen Erwartungen, Vorgaben und Bedingungen von Männlichkeit individuell verarbeitet, internalisiert und modifiziert werden und welche Konsequenzen dies auf der Ebene des männlichen Individuums hat. Die Frauenforschung, die auf der Makro-Ebene so fruchtbar war, konnte für die Klärung dieser Frage in Bezug auf Männlichkeit nur wenig leisten. Denn im Mittelpunkt ihres Interesses steht die Frau in einer patriarchalen Gesellschaft. Eine wesentliche Frage dabei ist, wie Frauen ihre „Subjektpotentiale“ (Becker-Schmidt), trotz aller gesellschaftlicher Behinderung und Gängelung, entfalten könnten. Aber auch Erving Goffman (1984) nähert sich der Männlichkeit in seiner mikrosoziologischen Studie über das „Arrangement der Geschlechter“, wenn man so will, aus einer „feministischen“ Perspektive, mit der die „individuellen“ Aspekte der Männlichkeit nicht verstanden werden können. Die Übertragung, Fortschreibung und Modifikation der Ergebnisse der Frauenforschung für den Bereich der mikrosoziologischen Sicht auf Männlichkeit steht damit noch aus, auch wenn immer deutlich wird, daß gerade hier ein Ansatzpunkt für Jungenarbeit liegen könnte. Leider fehlt bis heute eine umfassende Männerforschung, die auf dieser Ebene Männlichkeit untersucht.

Für die Entwicklung einer jungenarbeiterischen Perspektive ist diese Lage mißlich: Die traditionelle Soziologie entwickelte keine geschlechtsreflektierte Sichtweise der männlichen Vergesellschaftung; der Feminismus sah dazu andererseits verständlicherweise keine Veranlassung. In der Sozialpädagogik wird deshalb heute noch oft so getan, „als ob zwar die Mädchen sozialisiert wurden, die Jungen jedoch vom Himmel des Patriarchats gefallen wären“ (Schenk, M., 1995a:40). Die männliche Biografie wurde bislang kaum ernsthaft untersucht⁷. Spezifische männliche Probleme bei der Lebensbewältigung werden so entweder weiterhin als Privatangelegenheit der Jungen bzw. als Folge allgemeingesellschaftlicher Phänomene - Stichworte: „Modernisierung“, „Individualisierung“, „Pluralisierung“ - verbucht, oder die Nöte der Jungen werden mit Verweis auf die männliche Privilegierung als wenig problematisch gedacht. Erst mit der Hinzunahme der Kategorie der Männlichkeit auf der mikrosoziologischen Ebene könnte aber eine sensible, parteiliche und verstehende Sicht auf Jungen entwickelt werden, mit der die Probleme und Schwierigkeiten, die die Jungen haben und machen, als Folge der männlichen Vergesellschaftung in den Blick kommen könnten. Diese Problematik einer fehlenden mikrosoziologischen Theoriebildung soll in Schaubild 2 verdeutlicht werden.

SCHAUBILD 2: GESCHLECHT IN DER SOZIOLOGIE

	Makrosoziologie	Mikrosoziologie
traditionelle Soziologie	<ul style="list-style-type: none"> • Geschlecht ist kein (wesentliches) Strukturmerkmal • Generalisierung des Mannes zum Menschen 	<ul style="list-style-type: none"> • Naturalisierung der Weiblichkeit • Individualisierung des männlichen Verhaltens
	<ul style="list-style-type: none"> • Geschlecht als zentrales 	<ul style="list-style-type: none"> • Beschreibung der weiblichen

⁷ Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang allerdings auf die Arbeit von Carol Hagemann-White (1984) die sich intensiv mit männlichen Sozialisationsprozessen und -problemen beschäftigt hat.

feministische Soziologie

- Strukturmerkmal
- Beschreibung d. Gesellschaft als Patriarchat
 - Kritik an hierarchisch geordnetem Geschlechterverhältnis

Vergesellschaftung

◆ Zwei Traditionen

Zwischen diesen beiden widersprüchlichen Traditionslinien - Geschlechtsignoranz auf der einen, feministische Männerkritik auf der anderen Seite - ist eine verstehende Beschäftigung mit Männlichkeit nur schwerlich möglich. Besonders gut kann dies in den Praxisfeldern der Offenen Jugendarbeit gesehen werden: Einerseits treffen wir hier auf maskulin-zentrierte Angebotsformen, mit denen die Dominanz der Jungen gefördert wird, andererseits beziehen die Jungen dafür die Prügel. Sind Jungen einerseits die jugendarbeiterische Norm, die nicht hinterfragt zu werden braucht, erscheinen sie andererseits als „Machos“ und „Sexisten“, denen man am besten Hausverbot erteilt. Mit *beiden* Sichtweisen werden wir den Jungen und deren spezifischen Problemen bei der Lebensbewältigung nicht gerecht. Denn der alte Lehrsatz, demzufolge es keine spezifisch männlichen Probleme gäbe, ist ebenso falsch, wie die Sicht auf die Jungen allein als privilegierte Täter. Es macht wenig Sinn sich darüber endlos zu streiten. Denn einerseits haben Jungen eine Vielzahl spezifischer Probleme, und sind andererseits häufiger Täter als Mädchen. Beide Fakten weisen auf die Notwendigkeit einer Theorie der Männlichkeit hin, mit der zu klären wäre, warum Jungen bestimmte Symptome entwickeln und wie diese mit Männlichkeit als gesellschaftlichem Wert zusammenhängen.

◆ Ein neuer Blick

Ein wirklich *neues* Verständnis der Männlichkeit zu gewinnen, ist somit die Hauptaufgabe, die sich der Jugenarbeit stellt. Dabei geht es allerdings nicht um die Leugnung der Aussagen, die auf makrosoziologischer Ebene getroffen worden sind, sondern um die Frage, wie „Männlichkeit“ individuell einen Jungen prägt und sein Handeln bestimmt. Diese Sichtweise auf Jungen und Männer als „Opfer“ der gesellschaftlich verordneten Männlichkeit bereitet zwar vielen Unbehagen, da sie der These von der Privilegierung des Mannes zu widersprechen scheint, doch schließt das eine das andere nicht aus, wenn es gelingt, die verschiedenen Denkebenen auseinanderzuhalten.

Die „Privilegierung des Mannes“ kann dann *als Teil* der Konstruktion der Männlichkeit verstanden werden. Sie wäre so gesehen etwas, das dem einzelnen Jungen übergestülpt würde und damit individuell nicht unbedingt als „Privileg“ erscheint. Denn ein „richtiger“ Mann *hat* privilegiert zu sein, *muß* machtvoll, erfolgreich und aktiv sein und *darf damit* keine Probleme haben. Jungen und Männer haben sich ihrem Schicksal zu fügen, auch wenn dies individuell zu erheblichen Problemen führen sollte. Die männliche Biografie scheint durch Ansprüche, Vorgaben und Erwartungen, die mit Männlichkeit verbunden sind, belastet. Die Entwicklung eines Jungen wird dadurch nicht unwesentlich verformt. Auf diesen Doppelaspekt der männlichen „Bevorzugung“ weist auch Walter Hollstein hin:

„Die äußere Machtstellung des Mannes in der Gesellschaft bedingt die Negativseite der inneren Ohnmacht. Der Mann zahlt psychisch und physisch einen hohen Preis für seine Fixierung auf Macht und Erfolg“ (Hollstein, W. 1996:390).

Diese „Fixierung“ wird, wie wir sehen werden, in der männlichen Sozialisation vermittelt: Die Jungen *werden* fixiert, festgebunden. Geschlecht ist „auch für Jungen ein durchstrukturiertes und vorgefertigtes Korsett, in dem es sich kaum schnaufen läßt“ (Schenk, M. 1995a:39). Jungen werden angehalten, sich „männlich“ zu verhalten und all das zu vermeiden, was als „unmännlich“ gelten könnte.

Es existieren in unserer Kultur eine Reihe männlicher „Rollenstereotypen“, an die sich Jungen zu halten haben. Wer Anerkennung als Junge oder Mann finden will, sollte darauf achten, sich möglichst konform zu verhalten. Abweichungen von dieser vorgegebenen Norm werden nicht selten negativ sanktioniert.

◆ **Männlichkeit als normatives Faktum**

Männlichkeit ist offensichtlich ein vielschichtiges gesellschaftliches *Normenpaket*. D.h. es existieren relativ genaue Vorstellungen darüber, was männlich und was nicht-männlich sei. Erving Goffman nennt diese Geschlechterstereotypen „Glaubensvorstellungen“:

„Jede Gesellschaft scheint ihre eigenen Konzepte davon zu entwickeln, was das ‘Wesentliche’ und das Charakteristische an den beiden Geschlechtsklassen ist [...]. Dazu gehören Idealbilder von Männlichkeit und Weiblichkeit, weiterhin Vorstellungen von der grundsätzlichen Natur des Menschen, die [...] wesentlich zur Bestimmung dessen beitragen., was die ganze Person sein soll. [...] Normen von Männlichkeit und Weiblichkeit beziehen sich also auf objektive (obwohl zum größten Teil sozial erworbene) Unterschiede zwischen den Geschlechtsklassen, sie stimmen aber [...] nicht völlig mit diesen Unterschieden überein: Einige der Unterschiede decken die Normen nicht ab, andere ordnen sie falsch zu, und offensichtlich erklären sie eine ganze Reihe dieser Unterschiede mithilfe einer fragwürdigen Lehre - in unserer Gesellschaft mit der Lehre von der biologischen Festlegung.“ (Goffman, E. 1994:110)

Nun ist zwar nirgendwo detailliert niedergeschrieben worden, was diese Vorgaben besagen, doch versucht Walter Hollstein (1996) Grundzüge zu benennen: „Männlichkeit“, so schreibt er, „ist gesellschaftlich nach wie vor definiert als Ausübung von Macht und Kontrolle, Stärke, Führung, Dominanz, Logik, Stringenz, Erfolg, Härte, Ehrgeiz und Besitz“ (ebd.:390). Ein Junge muß sich dementsprechend verhalten, will er als Junge Anerkennung finden. Der „Männer-Kodex“ wird von Jungen internalisiert, was zu spezifischen Problemen bei der männlichen Identitätsbildung führt (s.u.). Das normative Muster der Männlichkeit bestimmt so die ganze Person, den Körper, das Fühlen und Denken eines Jungen.

In einer Befragung von US-Amerikanischen Studenten durch die Psychologen Stevens und Hershberger wurden die Rollenstereotypen, die für Frauen und Männer genannt werden, zusammengetragen. Das Schaubild 3 zeigt, daß die Klischees über Männer und Frauen immer noch unser Denken bestimmen.

SCHAUBILD 3: ROLLENSTEREOTYPEN

Frauen:	Männer:
passiv	konkurrierend
abhängig	stark
emotional	kontrolliert
unlogisch	verantwortungsvoll
natürlich	fasziniert von Großtaten
arglos	intelligent
schön	gefühlsreduziert
sensibel	weint nicht
fürsorglich	technisch veranlagt
gepflegt	dominant
geduldig	beschützend
gute Mutter	kompetent
sanft, warm	logisch
launisch	viril
romantisch	Familienernährer
verführerisch	initiativ im Sex
künstlerisch	unabhängig
psychisch nicht belastbar	Autorität
physisch schwach	sportlich
Sex = Liebe	Sex = Leistung

Wenn eine Frau so nicht ist, dann
ist sie eine Ziege, eine Nutte, eine
Lesbe oder eine Emanze

Wenn ein Mann so nicht ist, dann
ist er ein Weichling, ein
Sonderling oder ein Schwuler

zit. nach: Lenz, H.-J., 1996

◆ Das Erziehungsdrama zur Männlichkeit

Wir können also sagen: „Männlichkeit“ als soziale Kategorie ist ein kulturelles Produkt, ein „Status“, der einem Jungen oder Mann je nach Verhalten verliehen oder entzogen werden kann und nichts mit der biologischen Ausstattung desselben zu tun hat. „Männlichkeit“ kann somit „nicht als natürlicher Zustand begriffen“ werden, „der spontan durch biologische Reife eintritt, sondern vielmehr als ein unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen“ (Gilmore, D. D. 1993:11). Sie müssen versuchen, ihre eigene Person, ihr Handeln, Fühlen und Denken so zu entwickeln, daß es zu den gesellschaftlichen Vorgaben zur Männlichkeit paßt. Tatsächlich haben schon kleine Jungen das „gesellschaftliche Credo von Männlichkeit“ verinnerlicht:

„Sie wissen, daß sie kämpfen, arbeiten, sich anstrengen müssen und nicht schwach und mädchenhaft sein dürfen, wenn sie Männer werden wollen. Das Erziehungsdrama zur Männlichkeit beginnt bei der Geburt. Von dem Moment an, da Eltern wissen, daß sie einen Jungen haben, fördern sie nachgewiesenermaßen Verhaltensweisen, die gesellschaftlich als männlich etikettiert sind, und diskreditieren andere Verhaltensweisen, die als unmännlich gelten“ (Hollstein, W. 1996:390).

Hollstein spricht in diesem Zusammenhang auch von der „Härtdressur der Buben, denen körperliche Kontakte, Schmusen und Küssen frühzeitig abtrainiert werden“ (ebd.:391). Abweichungen von den normativen Vorgaben, sprich „unmännlichen“ Verhaltensweisen, können so zu dem Verlust der „sozial anerkannten Männlichkeit“ führen, etwa dann, wenn Männer eigene Probleme eingestehen, ihre Schwächen zeigen oder schlicht „versagen“. Allgemein sind „Niederlagen [...] mit Entmännlichung identisch; wer nicht siegt, ist kein Mann“ (ebd.).

Auch alltagssprachlich kann das gut gesehen werden. Ein Junge oder Mann, der sich nicht den normativen Erwartungen seiner Umwelt gemäß verhält, wird nicht selten mit der Aufforderung „Sei ein Mann!“ konfrontiert. In diesem Satz sind alle Elemente der Männlichkeit, wie wir sie bereits kennengelernt haben, enthalten: der Unterschied zwischen sex und gender, die Differenz zwischen dem Zuweisungsgeschlecht und dem Erziehungsgeschlecht, der Verweis auf „Glaubensvorstellungen“ zur Männlichkeit (Rollenstereotypen) und auch die Drohung mit der „Entmännlichung“ im Falle eines fortgesetzten Verstoßes. Wir können also jetzt die alltagssprachliche Aufforderung „Sei ein Mann!“ recht präzise „übersetzen“:

„Obwohl Dir, im Rückgriff auf das Aussehen Deines morphologischen Geschlechts (sex) bereits 'Männlichkeit' zugewiesen wurde (gender assignment), ich Dich darüber hinaus jetzt noch als Mann erkenne (gender attribution), fordere ich Dich dennoch auf, Dein Verhalten, Dein Aussehen, Dein Denken, Dein Empfinden usw. demgemäß zu gestalten, willst Du auch weiterhin von mir als Mann klassifiziert und angesprochen werden (gender attribution).“

Jetzt wird deutlich, daß in der Aufforderung ein gerüttelt Maß an Drohung enthalten ist. Das verweist, so transformiert, auf die Notwendigkeit, Männlichkeit (*masculinity*) durch männlich etikettiertes Handeln permanent im Sinne von *doing-gender* zu belegen und herzustellen und dieses gemäß den herrschenden Normen und Erwartungen zur Männlichkeit zu tun. Erst dann entsteht - individuell - „Männlichkeit“, die eine „wirkliche“ oder „richtige“ wäre.

4. Männliche Geschlechtsidentität

Die Entdeckung des Geschlechts als soziologisch relevantes Strukturmerkmal zwingt zu einer ausführlichen Beschäftigung mit Fragen der männlichen Geschlechtsidentität. Die männliche Identität wird in der Jugendliteratur häufig als „brüchig“ bezeichnet. Die „Lebensschwierigkeiten und Lebensbewältigungsprobleme von Jungen und Männern“ (Winter, R. 1993:153) kommen dabei immer mehr in den Blick. Obgleich die recht unterschiedlichen Sichtweisen der männlichen Geschlechtersozialisation eines der Streitthemen der Jungenarbeit ist, scheint doch allgemein Einigkeit in der Auffassung zu herrschen, daß die Bildung der männlichen Identität nicht so problemlos vonstatten geht, wie dies bislang angenommen wurde (vgl. Hagemann-White, C. 1984; Winter, R. 1993; Sielert, U. 1989; Schenk, M. 1991; HVHS 1989). Jungen scheinen vielmehr mit spezifischen Schwierigkeiten konfrontiert, die eine stabile Identitätsbildung erschweren. Viele der Probleme, die Jungen haben oder anderen machen (z.B. aggressives Verhalten oder Gewalthandeln) verweisen deutlich auf die Verunsicherung der Jungen in deren Geschlechtsidentität.

Erving Goffman definiert Geschlechtsidentität und ihre Bedeutung für das Individuum wie folgt:

„Insoweit nun das Individuum ein Gefühl dafür, was und wie es ist, durch die Bezugnahme auf seine Geschlechtsklasse entwickelt und sich selbst hinsichtlich der Idealvorstellung von Männlichkeit (oder Weiblichkeit) beurteilt, kann von einer *Geschlechtsidentität* ('gender-identity') gesprochen werden. Anscheinend ist diese Quelle zur Selbstidentifikation eine der wichtigsten, die unsere Gesellschaft zur Verfügung stellt, vielleicht noch wichtiger als Alterstufen.“ (Goffman, E. 1994:110)

Die Geschlechtsidentität als „Quelle der Selbstidentifikation“ scheint jedoch bei vielen Jungen nur sehr fragmentarisch zu entstehen. Als Ursache dafür werden in der Literatur im wesentlichen drei Punkte genannt:

1. die von der Berliner Soziologin Carol Hagemann-White vertretene Auffassung, die ein Grundproblem der männlichen Ich-Bildung in dem *Überangebot weiblicher Bezugspersonen* und dem gleichzeitigen *Fehlen der Väter/Männer* in den ersten Jahren der Jungenbiografie sieht,
2. die in der Männerbewegung entwickelte Vorstellung, daß *Männlichkeit gesellschaftlich „dysfunktional“* geworden sei. Das „alte Männerbild“ geriet durch die Kritik der Frauenbewegung unter Legitimationsdruck. Männer müssen sich verändern, obgleich bislang keine neuen Männerbilder entwickelt wurden,
3. die kommunikationstheoretische Position der emanzipatorischen Jungenarbeit, die schon in der *Widersprüchlichkeit der Anforderungen*, die an Jungen und Männer vermittelt werden, die Ursache für die Unmöglichkeit einer gelingenden Ich-Entwicklung sieht.

Die verschiedenen Ansätze der Jungenarbeit können in der Regel einer dieser drei Sozialisationstheorien zugeordnet werden. Die dabei gängigste Theoriebildung ist die von Hagemann-White vertretene Auffassung, die sie in ihrem mittlerweile zum Klassiker der Geschlechterforschung avancierten Buch „Sozialisation: weiblich - männlich?“ (1984) unter der Bezeichnung der „doppelten Negation“ vorgelegt hat:

◆ Die doppelte Negation

Grundlegende These dieser Theorie ist, daß Jungen ihre Männlichkeit nur in der Abgrenzung von der Weiblichkeit, wie sie von der Mutter (re-)präsentiert wird, gewinnen können. Die Mutter wird dabei vom Jungen als „Nicht-Mann“ identifiziert und muß anschließend

abgewehrt werden, um letztendlich sich selbst als „Nicht-Nicht-männlich“ verstehen zu können. Diesen Prozeß der Ich-Bildung bezeichnet Hagemann-White als „doppelte Negation“⁸.

Hagemann-White geht von einem symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit aus, wie wir es weiter oben bereits kennengelernt haben. D.h. Geschlecht ist auch für sie Kultur. Kinder haben bereits in der Altersphase zwischen 0 und 6 die wesentlichen Fakten gelernt. Sie wissen,

- „1. daß sie selbst Mädchen oder Jungen sind. [...]
2. daß alle Menschen entweder weiblich oder männlich sind. [...]
3. daß bestimmte Merkmale in der Erscheinung und im Verhalten, ebenso wie bestimmte Eigennamen und Funktionen (wie Vater) die Geschlechtszugehörigkeit anzeigen. [...]
4. daß der Unterschied zwischen den Genitalien, vor allem aber der Penis für die Geschlechtszugehörigkeit ausschlaggebend ist. [...]
5. daß das Geschlecht unveränderbar ist, sie selbst also niemals eine andere Geschlechtszugehörigkeit haben können, als jetzt.“ (Hagemann-White, C. 1984:82f.)

In der Selbstzuordnung als Junge oder Mädchen sieht die Soziologin deshalb die „Voraussetzung von Identität überhaupt“ (ebd.). Dafür werden in dieser ersten Lebensphase von Jungen und Mädchen gleichermaßen „Requisiten“ der jeweiligen Geschlechtszugehörigkeit gebraucht. Doch bereits um die Zeit der Einschulung können Unterschiede beobachtet werden. Werden die äußerlichen Zeichen der Weiblichkeit für Mädchen nach und nach überflüssig, behalten die Kennzeichen der Männlichkeit für Jungen ihren Wert. Jungen bemühen sich auch weiterhin um klar erkennbare *Beweise* ihrer Männlichkeit. Die Geschlechtsidentität der Jungen erscheint deshalb insgesamt labiler zu sein als die der Mädchen. Hagemann-White nennt als Grund dafür zwei Bedingungen der männlichen Sozialisation, die im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit angelegt sind:

- „1. daß die primäre Pflege des Kleinkindes als Pflicht und Macht der Frau *zugeteilt* ist und
2. daß der Mann mit der Industrialisierung sich zunehmend aus der Welt des Kleinkindes *herausgesetzt* hat. Mit seinem gesellschaftlichen Wesen ist er woanders, unsichtbar.“ (Hagemann-White, C. 1984:92 - kursiv d.A.)⁹

Da ihre erste Bezugsperson also in der Regel weiblich ist, müssen Jungen ihre Geschlechtsidentität „durch Abgrenzung und Negation“ und „durch Herabsetzung der Frau/der Mutter entwickeln“ (ebd.). Der Junge merkt recht bald, daß es „nicht genügt, den Penis nur zu haben; man muß als Mann wirken, dem der Phallus zusteht“ (ebd.:91). Er muß sich deshalb gegen die Mutter (aggressiv) abgrenzen, da „der Rückfall in die diffuse Einheit mit der Mutter“ (ebd.) seine Geschlechtsidentität bedroht.

Die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern (bzw. die Dominanz der Männer) wäre so schon in dieser frühkindlichen Phase angelegt. Auch die Sozialisationsforscher Lothar Böhnisch und Reinhard Winter gehen, an Hagemann-White anknüpfend, davon aus, daß über den Prozeß der „doppelten Negation“ etwa die „naturmystische Angst“ (Böhnisch, L./Winter, R. 1993:28) der Männer vor den Frauen entstanden sei (Wir kommen darauf im Kapitel 2 ausführlich zurück). Doch ist mit diesen Überlegungen weniger gewonnen, als es scheinen mag. Denn mit der Analyse bleiben wir auf Seiten feministischer Fragestellungen nach den Ursachen der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Die Sozialisation der Jungen, deren spezifische Schwierigkeiten bei der Ich-Bildung, werden so lediglich als Probleme *für* die Mutter, die Frauen oder Mädchen analysiert. Denn

⁸ In einem Text von 1993 distanziert sich Hagemann-White allerdings von Ansätzen des „psychoanalytischen Feminismus“, den sie 1984 mit der Theorie von der „doppelten Negation“ noch zu vertreten scheint.

⁹ siehe auch Fußnote 10

„der relative Nachteil der Mädchen im System der Ausbildung und des Berufsausbildung besteht [...] nur zur Hälfte aus dem Fehlen von Selbstvertrauen, etc. bei den Mädchen; zur anderen Hälfte besteht der Nachteil in dem *Überschuß* an Leistungs- und Konkurrenzbedürfnissen, die in der männlichen Subkultur auf dem Weg der 'doppelten Negation' gezüchtet werden. Mit Chancengleichheit wäre dieses letztere Problem noch nicht gelöst“ (ebd. :94).

Die männliche Zurichtung in der Sozialisation wäre wohl auch bei Hagemann-White kein Thema, wäre das „gezüchtete“ Konkurrenz- und Leistungsbedürfnis kein Problem für die Mädchen. Forderungen nach Jungenarbeit als korrekatives Instrument haben in dieser Argumentation ihren Ursprung. Die Jungen kommen nicht als vergesellschaftete Kinder in den Blick, sondern allein als potentielle Problemverursacher. Bei genauerer Analyse des Textes von Hagemann-White wird zudem deutlich, daß die parteiliche Perspektive sich schon in der Sprache abbildet und den wissenschaftlichen Ertrag gefährdet¹⁰. Der Bedarf einer geschlechtsreflektierenden mikrosoziologischen Theorie der Männlichkeit wird hier besonders deutlich.

◆Männlichkeit wird „dysfunktional“

Der zweite Erklärungsansatz für die Identitätsprobleme von Jungen und Männern wurde vor allem von „männerbewegten“ Autoren vorgelegt. Argumentiert Hagemann-White noch weitgehend individualpsychologisch, werden hier die Gründe für das „männliche Unbehagen“ (Tilner, G./Kaltenecker, S. 1995) in gesellschaftlichen Veränderungen gesehen. Männlichkeit wird dadurch Thema. Walter Hollstein nennt hierfür vier Gründe:

- „-Die Arbeit als primärer Ort männlicher Leistung und Identität verliert im Leben des einzelnen quantitativ und qualitativ immer mehr an Bedeutung.
- Die Frauenbewegung fordert 50% aller Berufsmöglichkeiten, Positionen und Karrierechancen. Das bedeutet längerfristig die Einbuße von 50% männlicher Macht.
- Die ökologische Krise veranschaulicht den Bankrott männlichen Naturverständnisses und entzieht damit auch unserem Leistungsdenken eine seiner wichtigsten Legitimationen.
- Die Perspektiven von Männlichkeit verschlechtern sich zusehends. Es entsteht ein männlicher Leidensdruck an der eigenen Männerrolle.“ (Hollstein, W. 1996:390)

Beeinflußt und beeindruckt von der Frauenbefreiungsbewegung, die Männlichkeit umfassend kritisiert, wird in der „Männerbewegung“ die Einsicht gewonnen, daß die eigene Auffassung von Männlichkeit nicht mehr in die Zeit passe. Männer müssen sich verändern und neue Männerbilder entwickeln, um mit dem sozialen Wandel Schritt zu halten. Allerdings würden die Männer aus Angst vor Veränderungen in der Regel an den alten Sicherheiten der „Männerrolle“ festhalten:

„Diese Veränderung muß verarbeitet werden. Damit dies aber nicht zu einem verzweifelten Festhalten an alten Rollenbildern und Privilegien führt - da werden die liebsten Männer zu erbitterten Feinden und unfairen Gegnern - muß eine Auseinandersetzung unter Männern über

¹⁰ Tendenziell werden die weiblichen Prozesse von Hagemann-White eher als passiv, männlich dagegen aktiv gesetzt (vgl. z.B. obiges Zitat mit den zwei kursiv gesetzten Worten „herausgesetzt“ und „zugeteilt“). Damit reproduziert Hagemann-White das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit. Selbst in ihrer Feststellung, daß Frauen Jungen schlagen, bleibt die Mutter passiv und wird der Junge als aktiv beschrieben: „Das Ich des Jungen erscheint in der Altersphase drei bis fünf labiler, von mehr Angst und Unsicherheit vor Überwältigung oder Geringschätzung, und von mehr ausbruchsartiger Aggressivität als beim Mädchen. Mit der Labilität sind *harte Geduldsproben* für die erziehende Person verbunden, die leicht zum eigenen Aggressionsausbruch, *zum Schlagen reizen*. [...] Wie der Junge seine Angst vor dem Rückfall in undifferenzierte Abhängigkeit überspielt, trotzt, kämpft, und nicht selten für die Mutter *Verachtung demonstriert, reizt er sie dazu, ihn mit ihrer körperlichen Überlegenheit, mit Schlägen in die Grenzen zu verweisen, die ihm gerade unsicher sind.*“ (Hagemann-White, C. 1984:91/Kursiv d.A.).

mögliche Veränderungen versuchen, die Verteidigungs-/ Verharrungs-Energie in konstante Veränderungs-Energie umzusetzen.“ (HVHS, 1989:60f.)

Unschwer sind in dieser Argumentation Elemente der Modernisierungsdebatte der letzten Jahre zu erkennen: Geschlecht verliert, wie anderes auch, seine Verbindlichkeit und verliert damit auch an Orientierungswert in den Biografien der Menschen. Das vormals stabile „biographische Paket [zerfällt] jetzt in seine Bestandteile“ (Beck, U. 1986:41). Männer und Frauen werden so zwar einerseits aus den „stereotypen Vorgaben ihres ‘Geschlechtschicksals’ freigesetzt“ (ebd.:182), doch könne diese Auflösung - zumindest auf maskuliner Seite - nicht mit Emanzipation verwechselt werden:

„Während die Frauen *auch* aus Gründen der ökonomischen Existenzsicherung die alten Zuweisungen zum ‘Dasein für andere’ lockern und eine neue soziale Identität suchen müssen, fallen bei den Männern *selbständige* ökonomische Existenzsicherung und alte Rollenidentität *zusammen*. [...] Das aber heißt: Individualisierung (im Sinne marktvermittelter Existenzführung) *bestärkt* männliches Rollenverhalten“ (Beck, U. 1986:185)

Gerade männliche Arbeiterjugendliche erscheinen deshalb manchen als „Modernisierungsverlierer“. Ihnen wäre es nicht gelungen, sich der neuen Zeit anzupassen. Der Rückgriff auf „harte Männlichkeit“ scheint für sie ein Rettungsanker zu sein.

Die Erklärung der Identitätsprobleme der Jungen als Folge der gesellschaftlichen Modernisierung ist durchaus raffiniert. Ihre problematischen Aspekte können hier nicht ausführlich diskutiert werden¹¹. Doch eines der Grundprobleme in dieser Perspektive soll dennoch genannt werden. Wie gesehen, werden die Probleme der Männer hier als Folge des gesellschaftlichen Wandels interpretiert, der vor allem von Frauen erkämpft wurde. Der Kampf der Frauen richtete sich jedoch schon immer gegen „Männlichkeiten“, die auf Unterdrückung und Abwertung anderer angewiesen war. Und er richtete sich gegen die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern: die männliche Privilegierung wurde kritisiert. Die erkämpften Veränderungen dafür verantwortlich zu machen, daß Männer jetzt Probleme hätten, ihre „Rolle“ zu finden, ist vor diesem Hintergrund nicht akzeptabel.

Die „Männerbewegung“ wäre so gesehen lediglich ein Versuch, irgendwie den sozialen Wandel auf die Reihe zu bekommen. Die Vertreter dieser Position werden wohl auch deshalb – in polemischer Absicht – von Schenk (1991) als „*Wendehälse des Patriarchats*“ bezeichnet. Statt den sozialen Umbau aktiv mitzuvollziehen, werden alte Positionen nur zögerlich aufgegeben und peu à peu durch Neues ersetzt.

Im Anschluß an die Überlegungen zu gender, können wir die individuellen Schwierigkeiten der Jungen und Männer aber auch anders sehen: sie wurden und werden durch das (patriarchale) System der Zweigeschlechtlichkeit produziert. Die männliche „Privilegierung“, die zwar einerseits zu männlichen „Stärken“ führt, wäre andererseits die Ursache für die Nöte der Jungen und Männer. Der soziale Wandel gibt lediglich den Blick darauf frei und ist *nicht* der Grund der Probleme. Ursache für die männliche Ich-Labilität ist also die Konstruktion des Männlichen und der daran gebundenen Männer-Kodex, der die Entfaltung und das Mit-sich-identisch-Werden des einzelnen Mannes verhindert.

◆ Die Paradoxie der männlichen Identität

Diese Sichtweise wird von Michael Schenk - anschließend an Arbeiten Herb Goldbergs (1984) - im Rahmen seines Ansatzes der „emanzipatorischen Jungenarbeit“ verfolgt (siehe auch Kapitel 2). Hauptthese dabei ist, daß der Widerspruch zwischen einer dem Männer-

¹¹ zur Kritik an dieser Sichtweise vgl. ausführlich den Vortrag von Ute Gerhard (1991) auf dem 20.Soziologentag in Frankfurt

Kodex genügenden „Männlichkeit“ und der „Identität“ im eigentlichen Sinne *das* Grundproblem in der männlichen Individualisierung sei. Konforme Männlichkeit sichert zwar die soziale Anerkennung des Jungen als „richtiger Junge“, geht aber jeweils auf Kosten der Entfaltung und Integration der „Subjekt-Potentiale“. Geschlechtsidentität könne deshalb nicht gebildet, sondern lediglich „simuliert“ werden. Männlich codiertes Handeln (z.B. Härte, Leistung, Aktivität), bringt zwar soziale Anerkennung als Mann. Das konforme männliche Handeln zwingt jedoch gleichzeitig zur Ausgrenzung wichtiger Anteile der Person (z.B. Weicheit, Passivität), ohne deren Integration „Identität“ gerade nicht entstehen kann. Um diese These verstehen zu können, sollten wir uns kurz über die Bedeutung des Begriffs der Identität informieren.

Identität bezeichnet in der Psychologie allgemein die als „Selbst“ erlebte Einheit als Person, das „dauernde innere Sich-Selbst-Gleichsein [und] die Kontinuität des Selbsterlebens eines Individuums“ (Fuchs-Heinritz, W 1994:286). Bei der Bildung von Identität sind die „körperlichen, emotionalen und kognitiven Austauschprozesse zwischen dem heranwachsenden Kind und seiner sozialen Umwelt“ (Schaub, H / Zenke, K.G. 1995:183) von zentraler Bedeutung.

Identität umfaßt drei Instanzen (Mead), die sich über die *Identifikation* mit Bezugspersonen, die *Internalisierung* der Normen des sozialen Systems und die Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit in *Distanz* zu den sozialen Erwartungen bilden. Diese verschiedenen Elemente stehen idealtypisch gleichberechtigt nebeneinander:

„Ausbalanciert werden Fremderwartungen, deren Erfüllung der Person *Anerkennung* bei den Bezugspersonen sichert, und Selbsterwartungen, deren Erfüllung *Selbstachtung* gewährt“ (Assanger, R. / Wenninger, G. 1983:209).

Die sozialen Normen gehen zwar nicht in dem Konzept „Geschlecht“ auf, doch gehören, wie wir gesehen haben, die internalisierten Geschlechtnormen zu den tiefsten Schichten einer Person. Zudem ist besonders in der männlich-dominierten peer-group der „Männer-Kodex“ häufig recht rigide formuliert und wird verknüpft mit hohen Ansprüchen, die kaum durchgehend erfüllt werden können. Mann-Sein heißt hart, stark, aktiv oder leistungsbereit sein. Um den Ansprüchen gerecht zu werden, muß ein Junge die eigene Schwäche oder seine Sehnsucht nach Passivität und Ruhe verstecken oder besser noch ausgrenzen: ein richtiger Junge weint nicht, spürt keinen Schmerz und läßt sich niemals unterkriegen. Der Versuch der Anpassung an die Norm, die für die Anerkennung als „Junge/Mann“ (und damit für die Herstellung der Identität) wesentlich ist, ist verbunden sowohl mit der permanenten Gefahr des Versagens und der Angst vor dem Versagen als auch mit der Notwendigkeit, sich selbst zu kontrollieren, um angeblich „nicht-männliche“ Anteile und Verhaltensweisen auszugrenzen. Wer aber eigene Anteile abspaltet, wird keine stabile und tragfähige Identität ausbilden können. Für diese Zwickmühle gibt es keine befriedigende Lösung. „Männlichkeit“ ist „Show“, die Jungen deshalb durchziehen, um wenigstens auf einer Seite Anerkennung zu finden.

Identität im eigentlichen Sinne würde aber nur dann gelingen, wenn alle „Anteile“ integriert werden könnten, ohne dadurch die Anerkennung als „Junge/Mann“ zu gefährden. Gerade das wird jedoch durch den „Männer-Kodex“ torpediert, da hierüber sämtliche Verhaltensweisen (eines Mannes) binär codiert werden können: alles, was er tut, wird entweder als „männlich“ oder als „nicht-männlich“ bezeichnet. Zum Beispiel gilt „Aggression“ als „männliches“, „Angst“ hingegen als „nicht-männliches“ oder „weibliches“ Verhalten. Diese „weiblich“ genannten Anteile und Verhaltensweisen eines Mannes müssen dann, will er gesellschaftlich Anerkennung finden, ausgegrenzt werden, obgleich sie eigentlich - soll Identität entstehen - als „männliche Anteile“ zu integrieren wären.

Wir können die paradoxe Situation, in der Jungen sich befinden, an dem einfachen Beispiel des Weinens gut sehen: Weinen ist ein zu jedem Menschen/Mann gehörender Vorgang, der neural (!) gesteuert wird. Da Weinen jedoch gesellschaftlich als „unmännlich“ oder „weibisch“ codiert ist, muß der „männliche“ Tränenfluß verhindert und vermieden werden, soll der eigene Anspruch auf Anerkennung der „Männlichkeit“ durchgesetzt werden. Die direkte Kontrolle des Tränenflusses ist jedoch unmöglich. Jungen muß es vielmehr gelingen, ihren Körper und ihre Emotionen/Empfindungen (z.B. Schmerz, Trauer, Wut, Glück etc.) soweit zu disziplinieren, daß die Reaktion des Weinens überflüssig wird. Dennoch: Die körperliche Funktion des Tränenflusses gehört weiterhin zu dem Jungen und wäre so gesehen eben ein männlicher Anteil, der anzunehmen wäre, soll Identität entstehen. Die Verhinderung und Vermeidung des Weinens führt - logischerweise - zu Problemen bei der Identitätsbildung:

„Diese Bedrohung der Identität durch die eigene, potentiell nicht-männliche Identität, bringt den Mann in ein schwer zu bewältigendes Dilemma bei der Herstellung der Identität. Paradoxerweise kann die eigene Identität nur durch Verhinderung von Identität stabilisiert werden. Und das bedeutet: Männliche Identität muß durch 'männliches' Verhalten simuliert werden.“ (Schenk, M. 1994a:450)

Diese Überlegung könnte ein Schlüssel für das Verständnis der männlichen Partizipation sein. Aus Sicht der „emanzipatorischen Jungenarbeit“ muß der Prozeß der Ich-Bildung unterstützt werden, in dem versucht wird, gemeinsam mit den Jungen den „Männer-Kodex“ zu durchschauen und in seiner Geltung zurückzuweisen. Ein Problem dieser Sichtweise ist, daß mit ihr zwar praxisorientiert argumentiert wird, dabei jedoch die gesellschaftlichen Gründe für die Entstehung des „Männer-Kodex“ nicht thematisiert werden.

5. Männliche Folgeprobleme

Die männliche Sozialisation ist belastet durch die hohen Ansprüche und Erwartungen, die mit Männlichkeit verknüpft sind. Jungen sind gefangen zwischen diesen Vorgaben und dem Unvermögen, ihnen zu genügen. Unter den maskulinen Imperativen leiden Männer auch deshalb besonders, weil ihr Leiden nicht sichtbar werden darf. Körperliche Labilität und Schwäche wird ja als Versagen definiert. Was zählt, sind Leistung und Härte, der Raubbau am eigenen Körper und der kraftvolle Zugriff auf Welt. Herb Goldberg beschreibt diesen krankmachenden Umgang des Mannes mit sich selbst in einem Interview folgendermaßen:

„Das maskuline Unbewußte trennt den Mann von seiner körperlichen Befindlichkeit. Er ist nicht mehr in Kontakt, nicht mehr in Berührung mit den Botschaften, die ihm sein Körper vermittelt.“ (Hollstein, W. 1988:187f.)

Der kränkelnde, schwache Junge verstößt gegen den Mythos vom „starken Geschlecht“. Ein „richtiger Junge“ ist gesund, aktiv und wild. Dieser Männermythos zwingt Jungen dazu, sich selbst zu verstecken. Dies führt einerseits zu Potenzierung der gesundheitlichen Anfälligkeit (besonders im psychosomatischen Bereich) und den damit verbundenen Gefährdungen im Alltag, wie andererseits zu Verhaltensweisen, die zwar problematisch und gefährlich sind, jedoch als „Männlichkeitsbeweise“ taugen. Beide Ausdrucksformen - psychosomatische Erkrankungen und psychosoziale Störungen - sind männliche *Folgeprobleme*, die bislang allerdings kaum als „Symptome der Männlichkeit“ (Schenk) wahrgenommen wurden.

• Männlichkeit macht krank

In der Bundesrepublik wurde durch die von Dieter Schnack und Rainer Neutzling gesammelten Statistiken ein neues Nachdenken über das angeblich „starke Geschlecht“ angeregt. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde die stärkere Belastung der Jungen im gesundheitlichen Bereich kaum zur Kenntnis genommen. Die Autoren machten darauf aufmerksam, daß die Analyse der Jungen als privilegiert, stark, gesund und dominant nur die eine Seite der Medaille ist: „Gerade jene Anforderungen, die Jungen - und Männer - erfolgreich machen sollten, schaden ihnen.“ (Schnack, R./Neutzling, R. 1990:101)

Diese Einschätzung wird durch ein bundesweites Krankheitsfrüherkennungsprogramm für Kinder bestätigt. Demnach seien Jungen insgesamt häufiger krank als Mädchen (ebd.). Mädchen haben schon bei der Geburt einen durchschnittlichen Reifevorsprung von zwei bis drei Wochen. Bislang sind die Gründe für diese Unterschiede ungeklärt. Man weiß nicht, ob etwa das Immunsystem der Jungen einfach schwächer ist oder ob Hormone dabei eine Rolle spielen. „Festzuhalten bleibt, daß Jungen offensichtlich weniger gut als Mädchen in der Lage sind, sich der Umwelt außerhalb des Mutterleibes anzupassen“ (a.a.o:102). Eine Tatsache, die auch durch die höhere Sterblichkeitsrate der Jungen nach der Geburt belegt ist: „Das Verhältnis von Mädchen und Jungen, die ihre Geburt oder die erste Lebenswoche nicht überstehen, liegt bei 100 zu 140“ (ebd.).

An der höheren Sterblichkeit ändert sich aber auch im weiteren Verlauf wenig (siehe Tab.1). Besonders auf die hohe Sterblichkeitsrate bei den 15- bis 30jährigen männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen sei hingewiesen. Mit dieser - in mehrfacher Hinsicht „problematischen“ - Altersgruppe arbeiten wir in der offenen Kinder- und Jugendarbeit.

Die erfaßten Gründe, die zu diesen Unterschieden in der Sterblichkeitsrate führen, werden in einer „Todesartenstatistik“ (siehe Tab.2) dokumentiert. Neben den diversen Krankheiten weisen die fünf zuletzt aufgeführten Todesursachen auf ein höheres Risikoverhalten der Jungen hin. Jungen verunglücken häufiger im Straßenverkehr und durch Stürze. Sie ertrinken fast zweimal öfter als Mädchen und sterben häufiger an Verletzungen oder Vergiftungen. Die Praktiker und Praktikerinnen in der Kinder- und Jugendarbeit mag dies nicht verwundern.

TABELLE 1: STERBEFÄLLE NACH ALTER UND GESCHLECHT - 1986

Alter Geburt	männlich : weiblich
0- 5	1,3:1
5- 10	1,5:1
10-15	1,8:1
15-20	2,6:1
20-25	2,9:1
25-30	2,5:1
30-35	2,0:1
35-40	1,9:1
40-45	1,9:1
45-50	2,1:1
50-55	2,2:1
55-60	2,1:1
60-65	1,5:1
65-70	1,3:1
70-75	1,1:1
75-80	1:1,2
80-85	1:1,5
85-90	1:2,2
90 und älter	1:3,2

zit. nach: Schnack, D. / Neutzling, R. 1990

Verletzungen sind ja häufig die Folge männlicher „Mutproben“ oder riskanten Verhaltens, welches in der männlichen peer-group ein hohes Ansehen bringt.

Verblüffend ist hingegen der hohe Anteil der Jungen, die durch Suizid sterben. Das Verhältnis Jungen:Mädchen liegt bei 3,3:1. Diese Zahlen sollten verdeutlichen, daß Jungen sich offensichtlich mit spezifischen Problemen konfrontiert sehen, von denen sie meinen, sie könnten sie auf keine andere Weise lösen als durch ihren Freitod.

Jungen können sich offensichtlich nur sehr schlecht Hilfe für die Lösung ihrer Probleme organisieren. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß Mädchen zwar weitaus häufiger Suizidversuche begehen, doch dabei weniger „erfolgreich“ sind als die Jungen. Der eher appellative Charakter der „weiblichen“ Selbstmordversuche scheint so eine wichtige Strategie der Mädchen zu sein, ihre Umwelt auf ihre Situation aufmerksam zu machen und sich nötige Hilfe zu besorgen.

TABELLE 2: TODESURSACHEN VON KINDERN IM ALTER ZWISCHEN 0 BIS 15 JAHREN
GESCHLECHTERVERHÄLTNIS PRO 100 000 - 1986

Todesursache	Jungen : Mädchen
Infektiöse und parasitäre Krankheiten	1,4 : 1
Neubildungen (Krebserkrankungen)	1,7 : 1
Stoffwechselkrankheiten	1,3 : 1
Blutkrankheiten	1,6 : 1
Krankheiten des Nervensystems	1,5 : 1
Krankheiten der Atmungsorgane	1,6 : 1
Krankheiten der Verdauungsorgane	1,2 : 1
Verletzungen, Vergiftungen	1,6 : 1
Unfälle im Straßenverkehr	1,5 : 1
Unfälle durch Sturz	2,2 : 1
Ertrinken	1,9 : 1
Suizid	3,3 : 1

zit. nach: Schnack, D. / Neutzling, R. 1990

Jungen weisen aber auch eine Reihe psychischer und psychosomatischer Störungen und Krankheiten auf, über die die Tabelle 3 informiert. Walter Hollstein faßt die Ergebnisse verschiedener Untersuchungen wie folgt zusammen:

„Die Gesamtbilanz physischer und psychischer Gesundheit präsentiert sich für Männer eher ungünstiger, als es die schlimmsten Phantasien erwarten lassen. Vom fötalen Zustand bis ins hohe Alter geht es den Frauen durchschnittlich um etliches besser als den Männern.“ (Hollstein, W. 1988:134).

Auffallend ist dabei, daß Jungen eher nach außen gerichtete Symptome und Verhaltensauffälligkeiten entwickeln. Mädchensymptome sind dagegen eher nach innen, d.h. gegen den eigenen Körper und das eigene Selbst gerichtet. Kinder reproduzieren damit die gesellschaftlichen Erwartungen auch in ihren Symptomen: Jungen „stören“ die Welt durch ihr hyperaktives Syndrom, „nerven“ Eltern und Erzieher mit ihrem Stottern, mit Bettnässen und diversen Tics, wohingegen Mädchen ihre Symptome „brav“ nach innen und damit „nur“ gegen sich selbst richten. Einzige Ausnahme dieser Regel scheinen Magengeschwüre zu sein, die man schon fast als klassisches Männersymptom bezeichnen kann. Diese Erkrankung dürfte häufig eine Folge der exzessiven und ungesunden Lebensweise der Männer sein.

TABELLE 3: PSYCHISCHE UND PSYCHOMOTORISCHE STÖRUNGEN

	Jungen : Mädchen
Hyperaktives Syndrom	8 : 1
Stottern	4 : 1
Tourette-Syndrom	3 : 1
Bettnässen	2 : 1
Einkoten (ab dem 7. Lebensjahr)	3,5 : 1
Zwangsvorstellungen	4 : 1
Asthma bronchiale	2 : 1
Ulcus pepticum (Magengeschwüre)	6 : 1 (chronisch) 2 : 1 (akut)
Daumenlutschen	1 : 1,3
Haareausreißen	1 : 4
Jaktationen	2 : 1
Adipositas (Ansammlung von Fettgewebe)	1,4 : 1
Depressionen	1 : 2
Anorexia nervosa (Magersucht)	1 : 20

zit. nach: Schnack, D. / Neutzling, R. 1990

• Störungen des Sozialverhaltens

Die Probleme im Sozialverhalten (die bei männlichen Jugendlichen wesentlich häufiger auftreten als bei weiblichen) als Symptome wahrzunehmen und so zu behandeln, ist schwierig. Männliches Handeln ist häufig nach außen gerichtet. Männer wiederholen damit den gesellschaftlichen Auftrag, aktiv und erfolgreich Welt zu erobern. Anders als Mädchen werden Jungen nach außen gedrängt: „Außenorientierung, Weltaneignung und Territorialverhalten“ (Schenk, M. 1994a:452) sind die Paradigmen männlicher Lebensbewältigung. Dieses als „Externalisierung“ bezeichnete „Grundmuster männlicher Sozialisation“ führt dazu, daß „Wahrnehmung, Handeln und Begründungen für eigenes Handeln [...] nach außen verlagert oder von dort her bestimmt“ (Winter, R. 1993:154) werden. Der Schlag mit der Faust, die Aggression und die Wut, die Zerstörung von Einrichtungen, aber auch die „harte“ Sprache von männlichen Jugendlichen (vgl. Schenk, M. 1995b) könnten so gesehen zwar problemlos als Männersymptom verstanden werden, in der Regel werden sie jedoch den Akteuren als böswillige Handlung zugerechnet.

Doch die These von der Externalisierung bedeutet, daß individuelle Konflikte, Problemstellungen und Lebensbewältigungsschwierigkeiten von Jungen nach außen verlagert und dabei in Aktivität umgesetzt werden müssen. Aggression wäre so gesehen ein Lösungsversuch für innerpsychische Probleme (vgl. Winter, R. 1996b). Doch in der Jugendsoziologie werden diese externalisierten (d.h. nach außen gerichteten) Symptome der Jungen nicht als Jungensymptome, sondern geschlechtsneutral (!), als deviantes Jugendverhalten verstanden. Gewalt, Kriminalität oder Fremdenhaß werden als allgemeines, „abweichendes Jugendverhalten“ verbucht, obgleich gerade diese „Abweichungen“ nahezu ausschließlich bei Jungen beobachtet werden können.

Mit dieser Sichtweise wiederholt die Jugendsoziologie die gesellschaftliche Sicht der Männlichkeit. Gründe für die Jungensymptome werden deshalb - anders als bei weiblichen Störungen - nicht in der männlichen Biografie gesucht, sondern in den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Wie absurd diese Haltung ist, sollte deutlich werden, wenn man an ein

„klassisches“ Mädchensymptom, etwa die Magersucht, denkt. Niemand käme auf die Idee, Magersucht geschlechtsneutral als allgemeines Jugendproblem zu definieren. Einigkeit besteht wohl auch darin, daß der Abbau des symptomatischen Verhaltens nicht durch Appelle oder negative Sanktionen erreicht werden kann, sondern durch verstehende, parteiliche Zuwendung.

Über die Störungen im Bereich des sozialen Handelns von Jungen liegen eine Reihe von statistischen Aussagen vor, die verdeutlichen sollten, daß Jungen hier erhebliche spezifische Defizite aufweisen. So sollte etwa der hohe Anteil der Jungen in Sonderschulen für „Verhaltensgestörte“ (siehe Tab. 4), darauf aufmerksam machen, daß Jungen in ihrem Sozialverhalten wesentlich auffälliger sind als Mädchen: Jungen „verstoßen häufiger gegen bestehende Ordnungen und Regeln“ (ebd.:107).

TABELLE 4: JUNGENANTEIL IN SONDERSCHULEN

Sonderschulen für Lernbehinderte	60 %
Sonderschulen für geistig Behinderte	57 %
Sonderschulen für Verhaltensgestörte	79 %
Sonderschulen für Körperbehinderte	59 %
Sonderschulen für Hörgeschädigte	57 %
Sonderschulen für Sprachbehinderte	71 %
Sonderschulen für Sehgeschädigte	58 %
Sonderschulen für sonstige Behinderte	59 %
Sonderschulen insgesamt	60 %

zit. nach: Schnack, D. / Neutzling, R. 1990

Jungen kommen dementsprechend weitaus öfter auch mit dem Gesetz in Konflikt. Jungen begehen in allen Altersstufen häufiger als Mädchen Straftaten (vg. Tab. 5): „Die Kriminalitätsstatistiken zeigen (immer noch)^[12] erhebliche Unterschiede der Delikthäufigkeit bei Jungen und Mädchen: rund 80% der Straftaten und ca. 75% der Verurteilungen entfallen auf die männlichen Jugendlichen bzw. die männlichen Heranwachsenden“ (Schäfers, B. 1989:178). Doch trotz dieser eindeutigen Zahlen wird die Geschlechtsspezifik der Jugendkriminalität in der Jugendsoziologie nur zögerlich reflektiert.

Für den Bereich der „Jugendkriminalität“ kommt zudem hinzu, daß viele Straftaten aus den männlich dominierten peer-groups heraus begangen werden. Albert K. Cohen macht in seinem Buch „Delinquent Boys“ den „Konformitätsdruck in jugendlichen Altersgruppen bzw. Jugendbanden für deren negatives und destruktives Verhalten verantwortlich“ (Schäfers, B. 1989:174).

TABELLE 5: KRIMINALSTATISTIK

	männlich : weiblich
Polizeilich registrierte straftätige	
- Kinder	5,3 : 1
- Jugendliche	5,1 : 1
- Heranwachsende	7,1 : 1
Inhaftierte	
- Jugendliche	30 : 1
- Heranwachsende	55 : 1
Jugendliche, zur Haftstrafe verurteilt wegen	
- Diebstahl	60 : 1
- Mord	2,3 : 1

¹² „Immer noch“ schreibt Schäfers, der offensichtlich wie sein Kollege Heitmayer (1992) erwartet, daß die „Aufholjagd der Mädchen“ in Sachen Emanzipation zu einer Anpassung des devianten Verhaltens führen würde.

- Totschlag	6 : 1
- Körperverletzung	12 : 1
- Raub	57 : 1

zit. nach: Schnack, D. / Neutzling, R. 1990

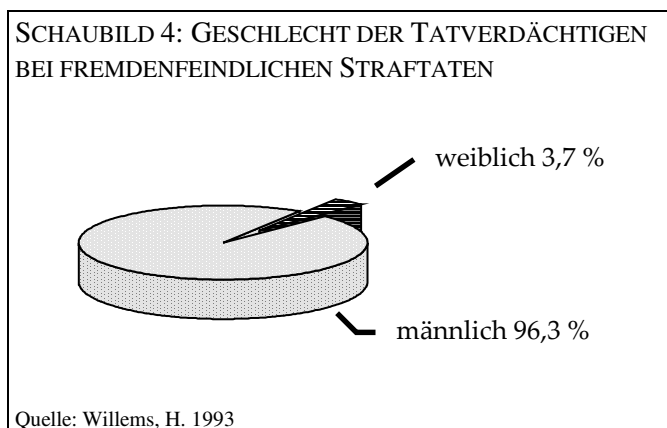
Gerade dieser Umstand macht männliche Jugendliche besonders gefährlich: „In allen Untersuchungen über Jugendgewalt sind es die 14- bis 25jährigen männlichen Jugendlichen, die dominieren“ (Schenk, M. 1993:166). Durchgängig wird dabei von Übergriffen berichtet, die im Kontext einer „Gruppe“ spontan ausgeführt wurden. So ist etwa Gewalt gegen Schwule, die die längste Zeit auch in der Jugendarbeit übersehen wurde¹³, in der Regel eine Gruppentat männlicher Jugendlicher.

Die Einschätzung der Gefährlichkeit männlicher Jugendlicher bestätigt aber auch das BKA für den Bereich der Sexualdelikte, die in der Regel Einzeltaten sind: „Besonders die von jugendlichen Männern ausgeführten Übergriffe auf Frauen und weibliche Jugendliche waren gewalttätig. Diese Tätergruppe wurde deshalb als ‘besonders gefährlich’ eingeschätzt“ (ebd.). Sexuelle Gewalt ist bei Jungen und Männern jedoch nicht sexuell motiviert, sondern muß „als Ausdruck eines Machtbedürfnisses angesehen werden, das sexuell ausgelebt wird“ (Heiliger, A./ Engelfried, C. 1995:209). Diese Erkenntnis weist wiederum auf „den hohen Erwartungsdruck hin, der sich aus einem patriarchalen Männlichkeitsbild für Jungen bzw. Männer ergibt“ (ebd.:210).

Ebenso konnte bei der fremdenfeindlichen Gewalt, die in den letzten Jahren unsere Republik beschäftigt hat, nahezu ausschließlich männliche Jugendliche bei der Ausführung beobachtet werden. In der Auswertung der polizeilichen Ermittlungsakten zu fremdenfeindlicher Gewalt, die zwischen Januar 1991 und April 1992 von den Polizeien der Länder registriert wurden, kommt Helmut Willems (1993) zu folgendem Ergebnis:

„Die fremdenfeindliche Straf- und Gewalttat, d.h. die letztendliche Ausführung und Umsetzung der Fremdenfeindlichkeit und Gewaltbereitschaft in einer Handlung, wird zu weit über 90% von Männern begangen. Von den 1.398 ausgewerteten Ermittlungsakten waren nur 3,7 % Ermittlungen gegen Frauen.“ (Willems, H. 1993:112).

Geschlechtsneutral angelegte Gewaltpräventionsprojekte sollten sich auf Grund dieser Zahlen eigentlich von selbst verbieten. Sie müssen fast zwangsläufig scheitern, da sie den zentralen Nexus der Gewalt nicht in den Blick bekommen. Männlichkeit ist jedoch gerade bei Gewalthandeln keine zu vernachlässigende Größe. Im Gegenteil: „Der ‘Männlichkeitswahn’ (Hacker) ist zwar nicht der alleinige, jedoch mit der wichtigste Faktor sowohl für Faschismus, rechte Einstellungen und Rassismus als auch für die Disposition zur Gewalt“ (Schenk, M. 1993:166). Für eine wirkungsvolle Tatprävention „ist es naheliegend, sich mit den



¹³ vgl. ausführlich: den Themenschwerpunkt „Gays go social work - Warum Arbeit mit Jungen und männlichen Jugendlichen das Thema Homosexualität aufgreifen muß“ der Zeitschrift Sozial Extra 6/95

männlichen Sozialisationsbedingungen und dem Männlichkeitskonzept, das in unserer Gesellschaft bestimmend ist, kritisch auseinanderzusetzen“ (Heiliger, A. / Engelfried, C. 1995:196), da die Täter im wesentlichen männlich sind. Vor allem sollte dabei der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Ausdrucksformen nicht übersehen werden (vgl. Willems, H. 1993:59).

Aber auch Suchtprävention sollte - selbst wenn die Zahlenwerte zwischen den Geschlechtern sich in einigen Bereichen angleichen - nicht länger geschlechtsneutral betrieben werden. Denn es gibt weiterhin Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Allgemein gilt: „Je härter das Muster, desto weniger sind Mädchen daran beteiligt“ (Helfferich, C. 1994:60). Cornelia Helfferich hat diese Unterschiede im Umgang mit dem eigenen Körper von Jungen und Mädchen in ihrem lesenswerten Buch „Jugend Körper und Geschlecht“ herausgearbeitet:

„Die somatischen Kulturen von Mädchen sind durch ein 'weicheres' Verhältnis zum Körper gekennzeichnet. Die sozialen Regeln, wie Mädchen mit ihrem Körper umgehen, schließen symbolisch als 'hart' besetzte Verhaltensweisen weitgehend aus - und das gilt relativ sozialschichtunabhängig. Risikopraxen, in denen Körpergrenzen (schmerzhaft) erfahren werden, sind Kristallisationspunkt der somatischen Kulturen von Jungen - insbesondere von Jungen mit niedrigem sozialen Status.“ (ebd.:58f.)

Der Unterschied zwischen „hart“ und „weich“ bleibt selbst dann bestehen, wenn Mädchen mehr oder genauso viel trinken wie Jungen. Denn dieses Trinken steht in einem anderen Zusammenhang als bei den Jungen: „Es wird in ganz bestimmten situativen und interaktiven Kontexten wichtig, während bei Jungen das Motiv der 'Abhärtung' des eigenen Körpers situationsübergreifend verallgemeinert ist“ (ebd.:61). Allerdings sollte im Blick bleiben, daß „Kraft/Härte' Kristallisationspunkte vor allem der somatischen Kultur der männlichen Hauptschüler und Auszubildenden“ (ebd.) sind.

TABELLE 6: TRINKHÄUFIGKEIT UND - INTENSITÄT NACH GESCHLECHT

Von den ... trinken	Mädchen	Jungen
selten und wenig	36,8 %	31,2 %
oft und viel	6,2 %	15,0 %
unter den regelmäßigen Konsument/innen trinken		
wenig	42 %	28,7 %
viel	20,6 %	38,8 %

Quelle: Helfferich, C. 1994

TABELLE 7: KONSUMINTENSITÄT (WEIN, BIER, SEKT) NACH ALTER UND GESCHLECHT

	14-19 Jahre		20-29 Jahre	
	Mädchen	Jungen	Frauen	Männer
Bier				
mindestens einmal im Monat	22	46	42	78
mehrmals pro Woche	5	19	13	51
Wein				
mindestens einmal im Monat	17	14	33	30
mehrmals pro Woche	0	1	5	5
Sekt				
mindestens einmal im Monat	6	4	11	11
mehrmals pro Woche	0,1	-	1	0,1

KAPITEL B: Übersicht über Jungenarbeit

Nach dem Versuch, den theoretischen Hintergrund einer geschlechtsspezifischen Arbeit mit Jungen anzudeuten, können wir jetzt bereits existierende Ausarbeitungen zur Jungenarbeit näher betrachten. Obgleich Jungenarbeit in der Praxis noch fast völlig fehlt, sind Diskussionen über Sinn und Zweck dieser Arbeit in vollem Gange. Argumentiert wird dabei aus unterschiedlichen Traditionen, die sich alle, wie in einem Sammelbecken, in dem Begriff der Jungenarbeit wiederfinden. Je nachdem fällt die Bestimmung dessen, was Jungenarbeit ist oder zu sein hätte, unterschiedlich aus. Wurde von den einen die geschlechtsneutrale, traditionelle Jugendarbeit als „Jungenarbeit“ kritisiert und abgelehnt, forderten andere eine „Jungenarbeit“, die das Bemühen der Mädchenarbeiter und Mädchenarbeiterinnen auf maskuliner Seite unterstützen und ergänzen sollte.

Diese teilweise widersprüchlichen Bestimmungen erschweren die fachliche Diskussion. Es fällt zudem auf, wie wenig Platz innerhalb dieser Diskussionen für eine lebensweltorientierte Jungenarbeit bleibt. Statt die Jungen und deren Bedürfnisse ins Zentrum der Überlegungen zu stellen, wird oft ideologisch argumentiert. Besonders die Praktiker und Praktikerinnen einer niederschweligen und akzeptierenden Jugendarbeit dürften damit große Probleme haben. Erst seit wenigen Jahren setzt ein Nachdenken über eine geschlechtsspezifische, an den Lebenswelten der Jungen orientierten Jungenarbeit ein. Zur besseren Orientierung und um Mißverständnisse zu vermeiden sollten die unterschiedlichen Bedeutungen und Traditionslinien des Begriffs der Jungenarbeit bekannt sein.

1. Begriffseinordnung

Der Begriff der Jungenarbeit ist der Mädchenarbeit nachgebildet. Auf den ersten Blick scheint dies durchaus sinnvoll und einleuchtend. Denn wenn es Mädchenarbeit gibt, braucht es auch die andere Seite, damit die Sache rund wird: geschlechtsspezifische Kinder- und Jugendarbeit bedeutet geschlechtsspezifische Arbeit mit Mädchen *und* Jungen. Doch schon bei einem zweiten Blick, ist dies alles nicht mehr so klar. Denn die Mädchenarbeit war immerhin mit dem Anspruch angetreten, die Dominanz der männlichen Kinder und Jugendlichen in den Freizeitheimen, Jugendtreffs und auf den Aktivspielplätzen zu brechen, um endlich den Mädchen und weiblichen Jugendlichen dort Räume und Zeiten zur Verfügung zu stellen. Von Mädchenarbeit kann deshalb allein schon dann gesprochen werden, wenn es gelingt, Mädchen, weibliche Jugendliche und junge Frauen wahrzunehmen, in die pädagogische Arbeit einzubeziehen und Angebote für diese Zielgruppe zu machen.

Wenn Jungenarbeit so verstanden würde, wäre sie kein Problem. Doch männliche Kinder und Jugendliche sind in der Kinder- und Jugendarbeit alles andere als rar. Nicht selten stehen sie auch heute noch im Zentrum der pädagogischen Aufmerksamkeit. Von der Architektur der Jugendhäuser bis zu deren Einrichtung, von den Angeboten bis zu den pädagogischen Konzepten, geben männliche Standards oft noch immer den Ton an.

• Der Begriff „Jungenarbeit“ als Kritik an der maskulin-zentrierten Jugendarbeit

Im Sechsten Jugendbericht von 1984 wurde mit dem Schlagwort „Jugendarbeit ist Jungenarbeit“ die alleinige Ausrichtung der Kinder- und Jugendarbeit an der männlichen Klientel angeprangert. Trotz der Einführung der Mädchenarbeit ab Mitte der 80er Jahre sind die Analysen der Autorinnen von damals noch nicht überholt. In vielen Jugendeinrichtungen sind die Jungen nach wie vor die größte Benutzergruppe. Ihre Teilnahme ist so normal, daß es

oft niemandem auffällt, wenn zu bestimmten Zeiten nur männliche Jugendliche die Angebote nutzen. Nicht selten stehen an dem Billard, dem Kicker oder der Tischtennisplatte nur Jungen - die Mädchen schauen zu, stehen am Rand oder fehlen ganz.

Zu Recht könnte darauf hingewiesen werden, daß die sozialpädagogische Beschäftigung mit Jungen nichts besonderes sei und bereits seit langen Jahren praktiziert würde. Die Zeiten und Ressourcen der „Jungenarbeit“ müßten zwar so weit reduziert werden, bis ausreichend Platz für Mädchen und Mädchenarbeit entstünde, doch für die Veränderung der „normalen“ Arbeit gäbe es keinen Grund. Doch diese Haltung hat mit Jungenarbeit im eigentlichen und engeren Sinn nichts zu tun. Denn die *maskulin-zentrierte* Jugendarbeit ist eben keine geschlechtsreflektierte und - bewußte Arbeit mit Jungen.

• **Forderung nach Jungenarbeit als Ergänzung der Mädchenarbeit**

Im Anschluß an die Jugendarbeitskritik, die zur Mädchenarbeit führte, wurden recht bald Forderungen nach einer konfrontativen, den Jungen und Männern Grenzen setzenden Jungenarbeit laut. Das „Macho-Verhalten“ der Jungen, aber auch das der Kollegen wurde jetzt konkret angeprangert, und die Männer wurden zur Veränderung gedrängt. Von den Jugendarbeitern wurde gefordert, zusammen mit den Jungen kritisch das männliche Rollenverständnis aufzuarbeiten, Sexismen zu thematisieren und klar Stellung zu beziehen. Die Veränderungen bzw. Emanzipation der Mädchen können ja nur dann erfolgreich sein, wenn sich gleichzeitig auch die Jungen ändern.

Die wenigen Männer, die für diese Ansprüche offen waren, kamen aus der frisch entstehenden „Männerbewegung“, nannten sich antipatriarchal und waren auf der Suche nach einem neuen „Mannsein“, das nicht auf Unterdrückung und Ausgrenzung von Frauen basierte. Ziel der ergänzenden Arbeit ist es, Jungen ein frauenfreundliches Sozialverhalten beizubringen und ihnen zu zeigen, daß ihre Vorstellungen von Männlichkeit nicht mehr zeitgemäß sind.

• **Jungenarbeit als geschlechtsbewußte Arbeit mit und für Jungen**

Hatte die ergänzende Jungenarbeit große Probleme, die Jungen mit ihren Angeboten auch nur zu erreichen (vgl. ausführlich Alber, M. 1995), versuchten Ansätze einer geschlechtsbewußten, reflektierten Jungenarbeit sich explizit auf die Jungen und deren spezifische Lebenswelten einzustellen. Bereits Mitte der siebziger Jahre wurde die Männerbewegung von dem Psychotherapeuten Herb Goldberg mit Aspekten des bedrohten, gesundheitlich gefährdeten und seelisch labilen Mannes konfrontiert. 1990 wurde dieser Faden von den Autoren Rainer Neutzling und Dieter Schnack in ihrem Buch „Kleine Helden in Not“ aufgenommen (s.o.). Obwohl populärwissenschaftlich geschrieben, eröffnete es für viele erstmals einen sensiblen und verstehenden Blick auf Jungen, die zwar Helden sein sollen, dies jedoch individuell oft nicht einzulösen vermochten.

Aus medizinischer, psychologischer, kriminalistischer und sozialpädagogischer Sicht konnten Jungen, männliche Jugendliche und Männer nicht länger als das privilegierte und „starke Geschlecht“ beschrieben werden. Jungenarbeit konnte jetzt als spezifische pädagogische Antwort für diese männliche Problematik gedacht werden. Es entstanden eine Reihe von Arbeiten, die zwar manchmal die grundsätzliche Haltung einer ergänzenden Jungenarbeit übernahmen, doch einen anderen Zugang für Jungenarbeit zu finden suchten.

2. Ansätze

Der „Dschungel“ (Rohrman, T. 1994:323), der im Bereich der Jungenarbeitskonzepte zu wuchern begann, ist schwer zu überschauen. Jungenarbeit wurde mit den verschiedensten Adjektiven versehen und eine Vielzahl verschiedener Ansätze vorgelegt. Das mag daran liegen, daß Jungenarbeiter sich bei ihrer Arbeit kaum auf Vorbilder oder eine gesellschaftliche Bewegung beziehen konnten. Im Gegenteil: Sie fanden wenig Rückhalt bei Kollegen, Vorgesetzten und in der Jugendtheorie. Andererseits wurden sie konfrontiert mit hohen Ansprüchen und Erwartungen, die von Frauen an die Jungenarbeit gerichtet wurden. Das führte zu einer Situation, in der „fast jeder, der sich als Praktiker auf Jungen- oder Männerarbeit einlassen will, zuerst nach eigenen Alltagstheorien suchen muß, um sich damit einen passenden theoretischen Hintergrund für pädagogische Arbeit zusammenzubasteln.“ (Winter, R./ Willems, H. 1991:8)

An Ansätzen, Konzepten und Ausarbeitungen zur Jungenarbeit bestand so kein Mangel. Allerdings ist nicht alles, was so klingt, deshalb schon ein tragfähiges pädagogisches Konzept. In dem 1991 erschienen Praxisbuch des Tübinger Herausgeberteams Reinhard Winter und Horst Willems mit dem Titel „Was fehlt, sind Männer!“ wird jedoch von Aufbruchsstimmung berichtet und Optimismus verbreitet. Jungenarbeit zu machen, wird in dieser Zeit als mutige Heldentat empfunden:

„Viele der Arbeiten sind ‘Pioniertaten’ [...] . Gerade deshalb ist es für die Autoren riskant, sie zu veröffentlichen - angesichts der Gefahr, in der Luft (der pädagogischen Männerbünde) zerrissen zu werden [...]“ (ebd.: 6).

Doch der Optimismus hielt nicht lange vor. Die Praxis, die noch vor wenigen Jahren beschrieben wurde, steht immer noch aus. Reinhard Winter stellt heute, fünf Jahre später, ernüchtert fest, wie schwierig es ist, eine jungearbeiterische Praxis zu erzeugen. Sein Rat an die Jungenarbeit: „Gehe zurück auf LOS. Ziehe nicht 4.000 Mark ein. Befasse Dich mit Dir selbst und laß die Jungen (erstmal) in Ruhe. Der Weg zum Selbstbezug ist das Etappenziel“ (Winter, R. 1996a). Dem Jugendarbeiter nutzt diese Haltung jedoch ebenso wenig wie dem männlichen Jugendlichen, für den Jungenarbeit ja eigentlich zu sein hätte.

Es scheint sinnvoll, aus der Fülle der Ansätze die wichtigsten herauszugreifen und kurz zu skizzieren¹⁴, denn lediglich zwei Ansätze - die antisexistische und die emanzipatorische Jungenarbeit - verfügen über eine längere und kontinuierlich dokumentierte Praxis. Zudem bilden deren unterschiedliche Grundbestimmungen von Jungenarbeit, die beiden Pole des Praxisstreits¹⁵ um Jungenarbeit. Im Folgenden werden wir jedoch auch die „reflektierte Jungenarbeit“ von Uwe Sielert und die Arbeit von Reinhard Winter vorstellen. Im Schaubild 5 werden vorab die beiden Ansätze der antisexistischen und der emanzipatorischen Jungenarbeit im Kontrast zur herkömmlichen, geschlechtsblinden Jugendarbeit zusammengefaßt.

¹⁴ Wir folgen hierbei den Einschätzungen, wie sie von verschiedenen Autoren in Fachpublikationen der letzten Jahren getroffen wurden. Wegner diskutiert als die „gängigsten Ansätze“ den identitätsorientierten, den emanzipatorischen und den antisexistischen Ansatz (1995:164ff. ebenso: Alber, M. 1995) ; Karl (1994:146ff.) nennt dagegen als „Leitformen“ der Jungenarbeit nur noch das Frille-Konzept und die emanzipatorische Jungenarbeit. Zu prinzipiell ähnlichen Einschätzungen kommen Kindler (1993:15ff.) und Rohrman (1994:302).

¹⁵ Es sollte bei diesem Streit allerdings nicht vergessen werden, daß die beiden Konzepte in unterschiedlichen Arbeitsfeldern entstanden sind.

SCHAUBILD 5: JINGENARBEIT IM VERGLEICH

traditionelle Jugendarbeit	antisexistische Jungenarbeit	emanzipatorische Jungenarbeit	
unreflektiert maskulin-Zentriert; Jungen sind Maßstab	Jungen als privilegierte Täter in einer patriarchalen Gesellschaft, die Mädchen bedroht	Jungensozialisation als Prozeß der Zurichtung mit spezifisch männlichen Folgeproblemen	Motiv
offene Räume, unverbindliche Angebotsformen, Freizeitpädagogik	Thematisieren der Jungen als Täter, Konfrontativ; Privilegien nehmen	Thematisieren der Jungen und deren spezifischer Situation, Empathie, introspektive Wende, Körperarbeit	Methode
"weg von der Straße bringen", Bearbeitung von "Jugendproblemen"	Hineindenken in Mädchenrealitäten; Jungen sollen "neue Männer" werden	Hilfe zur Entwicklung einer stabilen männlichen Identität	Ziel

• **Antisexistische Jungenarbeit (HVHS Frille)**

Dieser bereits mehrfach erwähnte Ansatz wurde von dem Team der Alten Heimvolkshochschule Frille (HVHS 1989) entwickelt und umgesetzt. Neben dem ausführlichen Bericht eines in Frille durchgeführten Modellprojekts, in dem auch das Jungenarbeitskonzept vorgestellt wurde, legten die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen 1994 ein Buch zum Thema der geschlechtsbezogenen Pädagogik vor (Glücks, E. / Ottemeier-Glücks, F.G. (Hrsg.) 1994). Jungenarbeit wird grundsätzlich als Ergänzung und Unterstützung der Mädchenarbeit verstanden. Sie soll versuchen, das hierarchische Verhältnis zwischen Männern und Frauen pädagogisch zu thematisieren und aufzulösen. Die Frage nach der Gleichberechtigung wird deshalb als zentral bewertet und in den Mittelpunkt der pädagogischen Überlegungen gestellt: „Jungenarbeit wie wir sie verstehen, muß sich messen lassen an der Frage: Stabilisiert sie die bestehende Vorherrschaft des Mannes oder trägt sie zur Gleichberechtigung bei?“ (ebd.)

Der Ansatz verfolgt im wesentlichen zwei Ziele: den Jungen soll Hilfestellung auf ihrem „verwirrenden Weg zum Mann-Sein“ gegeben werden, der „gepflastert ist mit viel Bluff, unerfüllbaren Anforderungen“, und es sollen ihnen Grenzen gesetzt werden dort, „wo sie sich auf Kosten anderer ausbreiten oder deren Grenzziehung ignorieren“ (Wegner, L. 1995:167). Im Mittelpunkt der pädagogischen Arbeit stehen der Sexismus und die Frauenfeindlichkeit der Jungen und Männer:

„So wird der von Jungen praktizierten Mädchen- und Frauenfeindlichkeit ein Frauen-Bild von Achtung und Respekt entgegengesetzt, sexistische Mythen werden auf der kognitiven Ebene in Frage gestellt. [...] Grundlegend ist die Entwicklung eines Selbstbewußtseins, das nicht mehr auf der Unterdrückung anderer basiert.“ (HVHS 1989)

Jungenarbeit müsse dabei zwar so parteilich wie möglich, doch auch so antisexistisch wie nötig sein. Antisexistische Jungenarbeit wäre deshalb „für Jungen nicht uneingeschränkt positiv“ (ebd.:87). Im Gegenteil: sie „verweist Jungen auf ihren Platz und nimmt ihnen Freiräume, die sie auf Kosten anderer (meist Frauen und Mädchen) besetzt halten“ (ebd.).

Der Ansatz und die Praxis der antisexistischen Jungenarbeit wurden von verschiedenen Autoren heftig kritisiert. Berno Hoffmann bezeichnet den Frille-Ansatz sogar als „Schwarze Pädagogik“ (1994:105). Den antisexistischen Grundsatz „Angreifen und Unterstützen“ übersetzt Hoffmann folgendermaßen:

„Erst greife ich die Jungen an und Sorge dafür, daß sie ein schlechtes Gewissen haben, weil sie beispielsweise Räume nicht hergeben wollen. Wenn sie ein schlechtes Gewissen aufgrund meiner Argumentation haben und dadurch ‘ständig’ verunsichert sind, beginne ich sie zu unterstützen, soll heißen: Ich mache sie zu einer weichen, willenlosen Masse, um sie im meinem Sinne zu kneten, also: Sie sind hilflos und müssen sich an mich als männliche pädagogische Autorität anlehnen [...]“ (Hoffmann, B. 1994:109)

In einem Aufsatz analysiert Schenk eine Gruppenstunde des in Frille durchgeführten Modellprojektes „Was Hänschen nicht lernt ... verändert Clara nimmer mehr“. Seine Kritik ist deutlich:

„Das Konzept des ‘Antisexismus’ ist abgesehen von der Dogmatik der Namensgebung nicht entwickelt und bringt auch für die Arbeit mit Jungen nichts wirklich Neues. Der Ansatz kann hinsichtlich des tradierenden Effektes nicht als ein Konzept der Emanzipation eingestuft werden. Die Jungen bleiben Täter und die Mädchen bleiben Opfer. Die männliche Sozialisation ist nicht durchschaut worden. Der Ansatz der ‘antisexistischen Jungenarbeit’ bietet keinen Zugang zu einer spezifischen, die Jungen und ihre Lebenswelten wahrnehmenden Pädagogik.“ (Schenk, M. 1992:12)

Zudem weist Schenk darauf hin, daß es nicht einleuchten will, in der Jungenarbeit *lediglich* den Sexismus der Jungen zum Thema zu machen und Jungenarbeit *allein* darüber zu begründen:

„Wer sich mit Jungen nur dann beschäftigen will, wenn sie Probleme machen, betreibt alles, jedoch *keine* spezifische Jungenarbeit und hat den wesentlichen Grund für Jungenarbeit nicht verstanden. Mit dem selben Recht könnte eine antifaschistische oder antirassistische Jungenarbeit gefordert werden. Ebenso wie Antigewaltprojekte, Drogenarbeit oder Kriminalitätsprävention künftig Jungenarbeit genannt werden könnte. Das ist möglich, macht deswegen jedoch noch keinen tieferen Sinn.“ (Schenk, M.1995a.:36)

Antisexistische Jungenarbeiter und Jungenarbeiterinnen haben zudem oft große Probleme damit, die Jungen für ihre Angebote zu interessieren (vgl. ausführlich Alber, M. 1995). Besonders Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit kommen häufig über den Vorsatz zur Jungenarbeit kaum hinaus, da männliche Jugendliche kaum Interesse an der kritischen Thematisierung ihres Frauenbildes haben. In den letzten Jahren hat sich vor allem Lothar Wegner (1995:168ff.) um eine Revision des Ansatzes bemüht. Der antisexistische Ansatz sei das „derzeit konzeptionell durchdachteste, umfassendste und deshalb hilfreichste“ (ebd.:174) Konzept, es müsse jedoch „gründlich [...] um den Aspekt Aufwertung von Homosexualität“ (ebd.) erweitert werden.

• Reflektierte Jungenarbeit (Uwe Sielert)

Mit seinem Praxishandbuch zur Jungenarbeit legte Uwe Sielert bereits 1989 eine Darstellung einer, wie er sagt, reflektierten oder bewußten Jungenarbeit vor. Das Buch bietet eine allgemeine Näherung an Jungenarbeit, kann jedoch nur bedingt als eigener Ansatz verstanden werden. In weiten Teilen folgt Sielert der antisexistischen Konzeption, wenn er auch deren Namensgebung ablehnt. Sielert versucht Jungenarbeit eine theoretische Begründung zu geben,

sie unter anthropologischer, sozialisationstheoretischer und sexualwissenschaftlicher Perspektive zu entwickeln und für ein „neues Verständnis von Koedukation“ zu werben. Zentraler Gedanke hierbei ist, daß „der Mensch mit einer nach Mann und Frau unterschiedenen Natur ausgestattet ist.“ (Sielert, U. 1989:20):

„Männer sind für die Zeugung von Kindern unentbehrlich [...] und Frauen gebären sie [...]. Mädchen und Frauen erleben ihre Regelblutung, für Jungen ist der Samenerguß spezifisch. Männer haben eine andere Anatomie als Frauen.

Diese biologischen Bedingungen des elementaren Geschlechts haben im Lauf der Menschheitsentwicklung zu bestimmten psychischen und sozialen Konsequenzen geführt und somit die 'zweite Natur' des Menschen, seine kulturelle Rahmenbedingungen beeinflusst. In Jahrtausenden hat sich ein Grundtyp des männlichen und weiblichen Prinzips herausgebildet, die jedoch beide nicht strikt an die Geschlechtszugehörigkeit gebunden sind. D.h., es handelt sich beim weiblichen und männlichen Prinzip um zwei polar aufeinander bezogene Formen der Welterfassung, die sowohl im biologischen Wesen 'Mann' als auch im biologischen Wesen 'Frau' [...] anwesend sind und durch beide gelebt werden können.“ (ebd.)

Diese „'geronnenen' Überlieferungen von Männlichkeit und Weiblichkeit“ (ebd.) werden von Sielert als Archetypen verstanden. Er definiert das „männliche“ und „weibliche Prinzip“ wie folgt:

„Für das *männliche Prinzip* ist typisch das Unterscheiden und Zerteilen. Das gilt beispielsweise für die in der Wissenschaft übliche Trennung zwischen Denken und Fühlen als auch für die Abspaltung der Liebe von der Sexualität. Ordnung und Struktur werden gegen das eher Chaotische, Wachsende gesetzt. [...] Das männliche Prinzip gestaltet und verändert, greift bewußt ein in den Rhythmus des immer Wiederkehrenden [...]. Die Hingabe an eine Aufgabe im beruflichen, politischen oder wissenschaftlichen Bereich und die Fähigkeit, unter Anstrengung dafür tätig zu sein, gehören zum männlichen Prinzip ebenso wie das Streben nach Unabhängigkeit, das Entdecken, Erobern und das Spüren der physischen Kraft.“ (ebd.:20f.)

„Das *weibliche Prinzip* ist gekennzeichnet durch Ruhe, Kontinuität und allmähliche Veränderung. Menschliche Intimbeziehungen, das Leben mit Kindern, aber auch politische Prozesse und die Einpassung technischer Erneuerungen in soziale Zusammenhänge benötigen diese Elemente. Rhythmisch gegliedertes Leben, Geschehen-lassen und Abwarten-können haben ihre Bedeutung für fruchtbare Prozesse im körperlichen, naturhaften, aber auch sozialen Bereich. Die Sehnsucht nach vollkommener Geborgenheit, nach ganzheitlichem Leben gehören ebenso zum weiblichen Prinzip wie die Hingabe an andere Menschen und der Sinn für Schönheit und Stil.“ (ebd.:20f.)

Sielert erwartet nicht, daß diese „gegensätzlichen Archetypen“ aufgelöst werden können und warnt deshalb vor einer Pädagogik, die einen „geschlechtslosen Jugendlichen auf dem Weg zum allgemeinen Menschen zum Ziele“ (ebd.:21) hat. Statt dessen soll sich Jungenarbeit „an einer männlichen Identität orientieren, die dann auch bestimmt, was ein Junge ist“ (ebd.). Ziel einer bewußten Jungenarbeit wäre es aber, die „weiblichen Anteile“ zurückzugewinnen. Die weiblichen Anteile

„müssen aber mühsam wieder entdeckt und freigelegt werden, weil sie unter dem zum 'Männlichkeitspanzer' geronnenen männlichen Prinzip verschüttet liegen.“(ebd.:21f.)

Die Überlegungen von Uwe Sielert, mit der er die alte Sage von der androgynen Verfaßtheit des Menschen für die Jungenarbeit wieder hervorholt, sind im Hinblick auf die Ergebnisse der gender-Forschung recht problematisch. Sielerts Geschlechtsbegriff vermischt soziale und biologische Aspekte mit mythologischen Bestimmungen. Die Zuordnung von Verhaltensweisen zu einem männlichen bzw. weiblichen Prinzip fördert aber eher das geschlechtstypische Verhalten, als es aufzulösen. In der Praxis dürften seine Ausführungen schlicht zu Konfusionen führen und die Verständigung erschweren. Davon unbenommen ist jedoch der praktische Wert der didaktischen Anregungen, die in seinem Buch veröffentlicht sind.

• Kritische Männerforschung (Reinhard Winter)

Obgleich Reinhard Winter keinen eigenen *pädagogischen* Ansatz entwickelt hat, wird seine Position in der Literatur häufig als „identitätsorientierter Ansatz“ (vgl. etwa Wegner, L. 1995:164) zitiert. Diese mißverständliche Namensgebung geht auf eine Klassifikation durch Heinz Kindler zurück, der in seinem Buch „Maskerade“ zwischen macht-, rollen- und identitätsorientierten Modellen in der Jungenarbeit unterscheidet, wobei er Winters Ansatz dem letzteren zuordnet (Kindler, H. 1993:15ff.). Tatsächlich fungieren Winters Beiträge zur Männer- und Sozialisationsforschung in der Jungen- und Männerarbeit als wichtige Orientierungspunkte. Winter ist Therapeut, Organisationsberater und Herausgeber einer Reihe von Büchern zur Jungenarbeit und zur Männerforschung, die er im eigens hierfür gegründeten Verlag publiziert. Seinen „kritischen“ Ansatz¹⁶ faßt Lothar Wegner folgendermaßen zusammen:

„R. Winter geht von geschlechtstypischen Identitätsschwierigkeiten bei Jungen (und Männern) aus. Jungenarbeit soll Jungen im wesentlichen zu (mehr) ‘Selbstbezug’ verhelfen. Dazu verfolgt sie folgende Ziele und Inhalte:

1. Kontakt herstellen zu sich selbst. Dazu werden Kompetenzen vermittelt und Räume angeboten;
2. Erweiterung von männlicher Subjektivität und männlichen Verhaltensmöglichkeiten, um das ganzheitliche Ausleben seiner Persönlichkeit zu ermöglichen;
3. Die Fähigkeit, Männlichkeit - gegenüber Mädchen, anderen Jungen und sich selbst - gewaltlos leben können.“ (Wegner, L. 1995:164)

Reinhard Winter nennt verschiedene Prinzipien der „herrschenden Männlichkeit“, die verdeutlichen, „daß so erzogene Jungen und Männer einen ganzen Berg von Eigenschaften und Defiziten mit sich herumschleppen“ (Winter, R. 1991:131). Im Einzelnen werden von Winter folgende Punkte genannt, mit denen er das Spektrum der Männlichkeit zu erfassen sucht:

„Das *Prinzip ‘Außen’* beschreibt Verhaltensmuster und -ziele von Jungen und Männern, in äußeren ‘Bereiche’ zu agieren [...]. Das Prinzip Außen beinhaltet ein Verbot und eine Warnung vor dem ‘Innen’ [...]

Auch auf das *Prinzip ‘Gewalt’* hin werden Jungen erzogen und sozialisiert. Dabei ist die tatsächliche Gewalt gegen Frauen und Mädchen nur die eine Seite dieses Prinzips, das sich nach unten ausweitet und männlichen Herrschaftsanspruch demonstriert [...]. Das Prinzip ‘Gewalt’ bezieht sich auch auf den Stärke- und Konkurrenzdruck der Männer anderen Männern gegenüber. Und: es schließt das Gewaltverhältnis sich selbst gegenüber ein [...].

Mit dem Prinzip ‘Gewalt’ geht das *Prinzip ‘Benutzung’* einher. Es beschreibt den Umgang vieler Jungen und Männer mit der Welt: Ein Handtuch wird benutzt und in die Ecke geworfen - Mutter räumt auf; Mädchen sind für den emotionalen Bereich da - sonst haben sie bei den Männern nichts zu suchen [...]; eine Frau wird für die sexuelle Befriedigung gebraucht - als ernstzunehmende Partnerin kommt sie nicht in Frage; die Natur wird ausgebeutet - die Folgen gehen Männer nichts an. [...] Dieser funktionale Blick auf die Welt, als etwas zu Benutzendes, schließt die Benutzung anderer Männer ein. [...]

Das *Prinzip ‘Stummheit’* bezeichnet keinesfalls [...], daß Männer nicht reden: Im Gegenteil! Viele Männer reden - wenn sie sich gegenseitig lassen - dauernd. Allerdings selten von sich (sonder: von ihrem Auto, über Fußball, den Chef, über Frauen usw.). Stummheit ist das persönliche Schweigen - die Sprachlosigkeit sich selbst, Frauen und anderen Männern gegenüber. Sie rührt daher, daß das ‘Innen’ nichts zählt, der Kontakt zu sich selbst fehlt [...]

Das *Prinzip ‘Alleinsein’* korrespondiert mit der ‘persönlichen Stummheit’: der ‘lonesome cowboy’ als Vorbild für Männer schweigt und ist allein; er genügt sich selbst [...]

Das *Prinzip ‘Körperferne’* läßt sich auf verschiedenen Ebenen feststellen: erstens in der Funktionalisierung und Technisierung des eigenen und des fremden weiblichen Körpers [...]. Zweitens in der Vermeidung von Körperlichkeit anderen Männern gegenüber [...].

¹⁶ Reinhard Winter hat auf eine spezielle Namensgebung für seine Arbeit verzichtet und hält dies offensichtlich auch weiterhin nicht für nötig (vgl. Winter, R. 1996)

Ein *Prinzip 'Rationalität'* folgt schlüssig aus der Überbewertung von 'außen' bei gleichzeitiger Abwertung des (inneren) emotionalen Bereiche. Der Verstand, die Wissenschaftlichkeit, die Logik und das Machbare dominieren Denken und Fühlen vieler Männer [...].

Zur Aufrechterhaltung des männlichen Macht- und Herrschaftssystem, aber auch seiner stets gefährdeten inneren Balance, ist ein letztes *Prinzip 'Kontrolle'* nötig. Jungen und Männer versuchen, sich, andere Menschen und ihre Umwelt - oft um jeden Preis - unter Kontrolle zu halten [...]“ (Winter, R. 1991:13ff.)

Der Wert dieser Aufzählung für die pädagogische Reflektion ist es, umfassend die problematische Seiten der Männlichkeit erfaßt und eine wichtige Grundlage für das Verständnis der Jungen geschaffen zu haben. Die „Prinzipien“ können so in der Praxis als eine Art Richtschnur genutzt werden.

Gemeinsam mit Lothar Böhnisch hat Reinhard Winter 1993 aber auch ein Buch zur „Männlichen Sozialisation“ publiziert. Ziel ist es, ein Konzept der kritischen Männerforschung vorzulegen, das neben den Analysen auch „Perspektiven für ein 'anderes Mannsein' entwickelt, welches nicht auf Frauenabwertung angewiesen ist und sich aus der Autonomie und Empathie männlichen Selbst speisen kann“ (Böhnisch, L./Winter, R. 1993:Klappentext). Sind die Einzelarbeiten von Reinhard Winter vorsichtig und umsichtig gearbeitete Stellungnahmen zu den verschiedensten Aspekten der Männlichkeit, kann dieses Buch wohl nur bedingt als ein wertvoller Beitrag angesehen werden. Denn wie Sielert begründen auch Böhnisch/Winter ihr Konzept mit einem nur mangelhaft abgesicherten Rückgriff auf Biologie. D.h. sie bestimmen den Begriff des Geschlechts auch in seinen sozialen Ausprägungen letztlich rein biologisch. Wir würden doch, so schreiben sie, „als Männer und Frauen geboren“, und eine Sozialisationstheorie könne diesen „fundamentalen biologischen und anthropologischen Umstand nicht einfach umgehen“ (ebd.:17f.).

Dieser Rückgriff auf Biologie wird aber nötig, da die Autoren in ihrem Konzept Begriffe aus der Psychologie Gruens übernehmen. Unter der Überschrift „Das Dilemma der Autonomie“ (Böhnisch, L./Winter, R.:22) wird etwa - Gruen folgend - der Grundgedanke des veräußerlichten Menschen als Modell des Mannseins eingeführt. Obzwar auch Frauen von diesem Umstand betroffen seien, wäre aber doch der „Druck auf Männer, sich der Ideologie der Macht zu fügen, stärker.“ (Gruen 1986 zit. nach Böhnisch, L./Winter, R. 1993:22) Denn Frauen hätten „oft mehr Möglichkeiten, ihren Sinn des Lebens außerhalb solch einer Ideologie zu finden“ (ebd.). Als Ursache hierfür nennt Gruen einen verblüffenden Grund: Frauen „können Leben in die Welt bringen“ (ebd.)! Das Dilemma der Autonomie wäre also deshalb bei Männern besonders ausgeformt, da sie keine Kinder bekommen könnten; und der fehlende Selbstbezug der Männer wäre eine Folge dieser fehlenden Gebärfähigkeit!

Männer hätten eben anders als Frauen, die sich gewissermaßen in ihrer Gebärmutter zurückziehen könnten, keinen „anthropologischen Fluchtpunkt“ (ebd.:36). Die männliche Identität ist deshalb wesentlich labiler als die der Frauen. Diesen Gedankengang sollte wir nochmal in einem längeren Zitat im Original nachlesen:

„Dagegen - so haben wir an anderer Stelle zitiert - 'kann die Frau Leben gebären': Sie kann in dieser Potentialität [...] etwas aus ihrem Selbst heraus 'herstellen', das ihr die Gesellschaft auch in ihrem Anpassungszwang letztlich nicht nehmen kann. Die Frau ist dem Eingeständnis der menschlichen Hilflosigkeit, das notwendig ist für die personale Autonomie, näher und damit nach innen selbstsicherer als der zwanghaft nach außen agierende, außen Selbstsicherheit suchende, externalisierte Mann. Sie ist in dieser 'Fluchtmöglichkeit ins Selbst' dem Mann überlegen. Diese, auch in unserer Gesellschaft (z.B. in der mythischen Symbolik des Feminismus oder in der privaten Empathie der Frauen) immer wieder aufscheinende und von Männer gefürchtete oder sie zumindest oft hilflos machende Überlegenheit der Frau, läßt 'uns Männer' die Hilflosigkeit nur noch weiter spürbar werden (ohne in Kontakt mit ihr zu kommen). Menschliche Hilflosigkeit und Verwehrtheit der eigenen Gefühle und die männliche Hilflosigkeit angesichts der inneren Überlegenheit der Frau

kulminieren so im kompensatorischen Syndrom männlicher Externalisierung: der Außenorientierung und des Machtsstrebens nach außen.“ (ebd.:27)

Die Lösung für diese männliche Problematik sehen die Autoren dann auch in einer „ökologischen Revision“ und verlangen einen „geschlechterempatischen Diskurs, (der) die ‘Versöhnung zwischen Mann und Frau’ und die ‘kulturhistorische Heilung des Mannes’“ (ebd.:31) bringen soll:

„Aus der anthropologischen Grundverschiedenheit der zweiten menschlichen Polarität Geschlecht heraus können Männer nicht zu Frauen und Frauen nicht zu Männern werden. Eine Versöhnung zwischen Mann und Frau kann deshalb nur in einem ‘Aufeinanderzugehen’, über den geschlechterempatischen Diskurs also, erreicht werden.“ (ebd.:39)

Die Sozialisationsforscher argumentieren hier schlicht biologistisch und fallen damit weit hinter die Standards ihrer Disziplin zurück. Mit dieser Geschlechtstheorie, wird ein klarer Blick auf Jungen und Männer eher vernebelt als aufgeklärt. Eine Praxis der Jungenarbeit dürfte damit nur schwerlich zu begründen und umzusetzen sein.

• Die emanzipatorische Jungenarbeit

Der Ansatz der emanzipatorischen Jungenarbeit ist in der Praxis der Offenen Jugendarbeit in Nürnberg entstanden. Im Mittelpunkt dieses Ansatzes steht die Analyse der „Männlichkeit“ als rein soziale Kategorie innerhalb des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit, die Frage nach den Bedingungen und Verfahrensweisen der männlichen Vergesellschaftung und die Fokussierung individueller männlicher Folgeprobleme.

In dem Praxis-Buch „Was fehlt, sind Männer!“ (Winter, R./Willems, H. (Hrsg.) 1991) wurde diese Arbeit erstmals vorgestellt und seitdem kontinuierlich in Fachartikeln dokumentiert. Der Ansatz der emanzipatorischen Jungenarbeit versteht sich dabei als ein „praxisorientiertes Provisorium“, denn „für die konkrete Arbeit vor Ort“ sei „dieses Warten auf die Sozialisationsforschung lästig und hinderlich“ (Schenk, M. 1991:108). Tatsächlich verfügt die emanzipatorische Jungenarbeit, im Gegensatz zu anderen Ansätzen, über eine langjährige und erfolgreiche Praxis: neben mehreren kontinuierlichen Jungen- und Männergruppen konnte etwa das Videoprojekt „Männerforschung in Nürnberg“ (vgl. Schenk, M. 1994b) in einem städtischen Freizeithaus realisiert werden. Grundgedanke des Ansatzes ist es, die Jungen als „Opfer“ ihrer Sozialisation zu begreifen und einen parteilichen Blick auf die männlichen Jugendlichen zu gewinnen. Lothar Wegner faßt diesen Ansatz wie folgt zusammen:

„Am Anfang stand die Erfahrung, daß Jungen (und Männer) das Jugendhaus [...] sowohl zahlenmäßig (80%) als auch räumlich dominieren. Mit mädchenfördernden Maßnahmen begannen die PädagogInnen dies zu verändern, wodurch die Aufmerksamkeit für die Jungen geringer wurde. Einschränkungen und Begrenzungen dieser Art erlebten die Jungen als unzulässige, ungerechte Eingriffe in ihre - als rechtmäßig empfundenen - Ansprüche auf Räume und Zeiten. [...] Schenk geht davon aus, daß Jungen (als werdende Männer) von den gesellschaftlichen Sozialisationsagenturen gezwungen werden, eine machtvolle Männerrolle zu übernehmen. Insofern sind sie Unterdrückte, ‘Opfer’ einer männerdominierten Gesellschaft.“

Jungenarbeit hat die Aufgabe, Jungen aus diesen Zwängen und der damit verbundenen Opferrolle zu befreien. Insofern hat sie emanzipatorisch zu sein. Sie soll den durch notwendige Mädchenförderung entstehenden Konflikt der Jungen aufdecken und begleitende, verstehende Angebote machen, ohne zu verunsichern. Eine Konfrontation der Jungen mit ihrem sexistischen Verhalten lehnt Schenk ab, weil dies nur zu Selbstsanktionierung führen würde. ‘Es macht wenig Sinn, Jungen und Männern (individuell) Schuld zu geben für das, was sie einzulösen gezwungen sind’ (S.105) Stattdessen plädiert er dafür, einen streßfreien Veränderungsprozeß einzuleiten. Ähnlich wie bei Winter geht es ihm um eine Sensibilisierung jedes Jungen für sich selbst und seine gesellschaftliche Zurichtung.

Den grundlegenden Zwang zur Machtübernahme, zum Macher-, Kämpfer-, Eroberersein, sieht Schenk [...] in der kapitalistischen Gesellschaftsform begründet [...]. Privilegien gibt es nur dem Anschein nach. Die effektive 'Täterschaft' des Mannes soll damit nicht relativiert werden, jedoch wird sie als Bestandteil der gesellschaftlich produzierten Rollenfixierung verstanden. Bezogen auf Jungen ist 'der Anspruch der männlichen Besucher auf Räume und Zeiten [...] nicht naturgegeben, sondern sozialisiert; für ihn kann individuell der einzelne Junge nichts' (S. 101) [...].

Das eigentliche Kernproblem des herrschenden Männlichkeitsmodells ist die produzierte Körperlosigkeit und die Entlebendigung. Beispielsweise wird dem Jungen mit dem Weinen der Schmerz, und damit letztlich der Körper genommen. Dadurch wird Jungen der Selbstbezug verunmöglicht, Introspektion und damit das Erkennen ihrer Probleme verhindert. Aus diesen Defiziten entwickeln sich wiederum eine Reihe von auffälligen Symptomen, etwa Süchte, Technisierung der Lebenswelt, Freizeit und Sport, politischer Radikalismus, Sexualität als Machtergreifung ('die totale Fixierung und Konditionierung der männlichen Sexualität auf den Koitus, auf Potenz und Leistung' (S. 104)), Gewalt und Aggression sowie Kriminalität. Dieses ganze Modell bezeichnet Schenk als 'maskulines Syndrom'. Den genannten 'auffälligen Verhaltensweisen', die die dominante Aneignung von Welt beinhaltet, kommt die Funktion eines selbstinszenierten Wiederbelebungsversuchs zu. Und weil emanzipatorische Jungenarbeit an den Wurzeln dieser Symptome ansetzt, versteht Schenk sie als radikal (S. 102)“ (Wegner, L. 1995)

Der Ansatz der emanzipatorischen Jungenarbeit wird besonders von Vertretern der antisexistischen Jungenarbeit vehement kritisiert, indem sie auf deren (angebliches) Theoriedefizit hinweisen:

„Es ist festzustellen, daß dem Ansatz der emanzipatorischen Jungenarbeit keine theoretisch fundierte Argumentation zugrunde liegt. Die Kerngedanken dieses Ansatzes werden lediglich schlagwortartig formuliert. So wird der Begriff der 'Emanzipation des Mannes' nicht näher erläutert und bleibt vage.“ (Alber, M. 1995:30)

Tatsächlich wurden bestimmte theoretische Voraussetzungen und Detailfragen erst in den letzten Jahren ausgearbeitet. Doch die emanzipatorische Jungenarbeit tendiert nach Auffassung der Kollegen in Frille auch dazu

„durch einseitige Hervorhebung des 'Betroffenheits'-Aspekts von Junge-sein ebenso einseitig auf 'Befreiung' von Zwängen hinzuarbeiten, wesentliche gesellschaftliche Realitäten aber völlig zu vernachlässigen oder zu leugnen“ (ebd.)

Andererseits wäre damit aber „keinesfalls gesagt, daß der 'emanzipatorische' Ansatz von vornherein zum Scheitern verurteilt“ (ebd.) wäre, denn der

„'emanzipatorische' Ansatz richtet keinen expliziten Veränderungsanspruch („pädagogische Zuwendung ohne Veränderungszwang“) an die Jungen und bleibt damit zwar vage, ist aber gleichzeitig wenig dogmatisch. Aus diesem Grund kann angenommen werden, daß sich die 'emanzipatorische' Jungenarbeit in der Praxis als besonders produktiv erweisen wird.“ (ebd.)

KAPITEL C: Umsetzung in der Abteilung Jugendarbeit

Für die Entwicklung einer geschlechtsreflektierten Perspektive in unserer Abteilung benötigen wir längerfristig eine genauere Bestimmung dessen, was Jungenarbeit sein könnte und leisten sollte. Hierfür können wir uns auf Erfahrungen und Arbeitsergebnisse beziehen, die wir intern in den letzten Jahren gewonnen haben. Neben der kontinuierlichen Fachdiskussion und der pädagogischen Arbeit in den Einrichtungen zählen dazu insbesondere:

- die Erfahrungen mit dem Ansatz der emanzipatorischen Jungenarbeit in einem städtischen Freizeithaus und in dem Bereich der mobilen Jugendarbeit ab 1988,
- die Erarbeitung einer Rahmenkonzeption zur Mädchenarbeit, die derzeit in einer ersten Version den Prozeß der Bearbeitung durch die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Abteilung durchläuft,
- die Erfahrungen mit der Betreuung einer Selbsthilfe- und Informationsgruppe zum sexuellen Mißbrauch an Jungen (1992-1995),
- die Diskussionsergebnisse des „Ak Jungen“ und einer 1995 durchgeführten Fortbildung zur Jungenarbeit,
- die Fachtagung von 1989 „Jungen, das vergessene Geschlecht?“ (vgl. Scharinger, K. 1990) und
- die Fachtagung des „Nürnberger Forums der Jugendarbeit“ von 1996, mit der der aktuelle Stand der Entwicklung sichtbar werden wird.

Eine Definition der Jungenarbeit wurde bereits im Zuge der Erarbeitung eines allgemeinen Leitbildes für die Kinder- und Jugendarbeit des Jugendamtes Nürnberg erbracht. In diesem Papier wird Jungenarbeit wie folgt gefaßt:

„Unter Jungenarbeit werden die spezifischen, an männlichen Kindern und Jugendlichen und deren Lebenswelt orientierten, pädagogischen Handlungsweisen verstanden. Damit werden diese befähigt, sowohl gesellschaftliche Aspekte der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern als auch eigene Handlungen und persönliche Einschränkungen, die mit normativen Vorgaben zur Männlichkeit legitimiert werden, als solche zu erkennen, diese individuell zu bewerten, um sodann eine eigene, selbstbestimmte, von diesen Vorgaben unabhängige und stabile männliche Identität aufbauen zu können. Jungenarbeit in diesem Sinne wird als emanzipatorisch bezeichnet. Sie ist eine pädagogische Haltung, die sich im Rahmen einer geschlechtsspezifischen Jugendarbeit offen und akzeptierend den Jungen zuwendet und deren spezifische Situation im Kontext der männlichen Biografie wahrnimmt. Jungenspezifische Ansätze sollen somit in allen pädagogischen Handlungsfeldern und methodischen Ansätzen der Kinder- und Jugendarbeit integriert werden.“
(Stadt Nürnberg 1996)

Mit dieser Definition wird versucht, die grundsätzliche Offenheit der Kinder- und Jugendarbeit nicht durch thematische Verengungen oder durch überhöhte Ansprüche zu gefährden. Obgleich eine Konzeption zur Jungenarbeit noch fehlt, steckt diese Definition den Rahmen, innerhalb dessen Jungenarbeit stattfinden könnte. Jungenarbeit wird im Kontext einer geschlechtsreflektierten Jugendarbeit neben Mädchenarbeit gestellt, ohne damit zu implizieren, daß fortan nur noch geschlechtshomogen gearbeitet werden sollte. Jungenarbeit kann Teil des jugendarbeiterischen Alltags sein und sollte eben nicht als eine Art Sonderpädagogik für Jungen mißverstanden werden.

1. Jungenarbeit in der offenen Kinder- und Jugendarbeit - geht das überhaupt?

Obgleich in der Fachliteratur bereits viele Ausarbeitungen zur Jungenarbeit zu finden sind, gibt es - von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen - eine Praxis der Jungenarbeit bislang nicht. Offensichtlich konnten viele der vorhandenen Theorien und Ansätze nur schlecht in die Praxis übertragen werden. Andererseits hindern die Bedingungen, wie wir sie aus der Offenen Kinder- und Jugendarbeit kennen, oft die Umsetzung einer jungenspezifischen Pädagogik. Aus einem einfachen Grund: Die Jungen sind mit seminaristischen Angeboten ebensowenig zu erreichen wie mit der Kritik am Patriarchat oder an der Männerrolle. Schon 1987 stellte Lothar Böhnisch trocken fest: „Jungenarbeit in der Jugendarbeit zu machen, ist schwierig“ (Böhnisch, L. / Münchmeier, R. 1987:137) - bis heute hat sich an der Richtigkeit dieser Aussage kaum etwas verändert.

Jungenarbeit im hier verstandenen Sinne bedeutet, die Betreuung der Jungen - im Kontext einer geschlechtsspezifischen Kinder- und Jugendarbeit - insgesamt auf geschlechtsbewußte Arbeitsweisen umzustellen. Es geht also nicht darum, in die maskulin-zentrierte Kinder- und Jugendarbeit ein weiteres Angebots-Segment einzuführen, sondern um eine Umstellung der Arbeit in *allen* Bereichen. Die sozialpädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen muß deshalb nicht komplett neu erfunden werden, wenngleich die Einführung der Jungenarbeit zu einer Innovation der traditionellen Kinder- und Jugendarbeit führen wird. Ähnlich wie vor ca. einem Jahrzehnt die Mädchenarbeit, wird Jungenarbeit die pädagogische Arbeit verändern und qualifizieren. Jungenarbeit erfordert damit von den Jugendarbeitern und Jugendarbeiterinnen die Bereitschaft, sich auf neue Sichtweisen einzulassen und diese in die Pädagogik einzubringen.

Doch gegen Innovationen gibt es häufig Widerstände. Im Falle der Jungenarbeit fürchtet mancher Kollege bzw. Verantwortliche die Umstellung der traditionell gewachsenen Arbeit. Es wird befürchtet, daß Jungen nunmehr lediglich als „Machos“ thematisiert, forthin kein Interesse mehr an den Angeboten hätten, oder daß nur noch „Elitejugendliche“ damit zu erreichen wären. Für andere wiederum scheint Jungenarbeit nur dann sinnvoll, wenn sie aus den „alten“ Jungen „neue Männer“ machen könnte. Jungenarbeit, die diesem Anspruch nicht genügen will, wird als Augenwischerei angesehen. Jungenarbeit steht damit in einem klassischen Konflikt offener Arbeit, muß zwischen Anspruch und jugendpädagogischer Wirklichkeit vermitteln und doch in der Offenheit ihren Weg suchen. Die Auseinandersetzung mit männlichen Traditionalisten, mit feministischen Mädchenarbeiterinnen oder „neuen Männern“ wird am Anfang einer solchermaßen verstandenen Jungenarbeit stehen.

Doch für Kollegen, die konkret mit Jungenarbeit in den Einrichtungen beginnen möchten, ist vor allem das (angebliche) Desinteresse der männlichen Jugendlichen das Problem. Es macht aber keinen Sinn, darüber zu lamentieren, wie schwierig Jungenarbeit sei oder was alles Jungenarbeit hindert. Die Bedingungen in der offenen Arbeit sind eben so, wie sie sind. Solange Jungenarbeiter und Jungenarbeiterinnen diese Bedingungen nicht als Ausgangslage von Jungenarbeit akzeptieren, werden sie auch keinen Zugang zu der männlichen Klientel finden können. Erst wenn die Widerstände, die nicht nur die männliche Klientel gegen Jungenarbeit aufbietet, produktiv gemacht, angenommen und als Thema der Jungenarbeit begriffen werden, kann Jungenarbeit selbst produktiv werden.

Hinter den heftigen Reaktionen, wie sie bei Formulierung von Jungenarbeit berichtet werden, können dann Elemente der Unsicherheit, der Verwirrung und der Ängste entdeckt werden, die in der männlichen Biografie angelegt und mit eben diesen Reaktionen kaschiert werden sollen. Jungenarbeiter und Jungenarbeiterinnen werden zuallererst die Jungen und männlichen Jugendlichen in ihrer Zerrissenheit, in ihrer Schwäche und Ambivalenz entdecken müssen,

um einen Zugang zu ihnen zu bekommen. Dieser Weg ist nicht einfach, doch ist er schlicht verstellt, will man mit erhobenem Zeigefinger oder der Autorität des „neuen Mannes“ Jungen zu einer anderen Männlichkeit bekehren. Veränderung ist immer ein Prozeß, den Pädagogen zwar unterstützen oder anregen, jedoch niemals erzwingen können. Es wird darauf ankommen, die Jungen für ihre eigenen Potentiale zu interessieren.

◆ **Männlichkeit ist normal**

Festzuhalten ist: Männlichkeit kann mit Jungen nur dann sinnvoll thematisiert werden, wenn diese dazu auch bereit sind. Hier liegt die Schwierigkeit. Denn in der Jugendarbeit „spiegelt sich [...] die gesellschaftliche Situation wider: die normale Welt ist die männliche Welt und Männerdominanz läßt sich freiwillig nicht zum Problem machen“ (Krafeld, F.J. 1996). Die Auseinandersetzung mit Männlichkeit wird von den Jungen oft als Abweichung von der Männernorm empfunden. Besonders Jungen, deren „harte“ Männlichkeit einer Thematisierung bedürfte, werden sich dieser Thematisierung erst einmal zu entziehen suchen. Jungenarbeit wäre zwar bei „Gruppierungen von Jungen, die in besonders extremer und expressiver Form überkommene Muster von Männlichkeit propagieren, [...] ungemein wichtig“ (ebd.), doch fehlt gerade diesen Jungen das, „was gemeinhin [...] als unerläßliche Voraussetzung von Jungenarbeit gilt“ (ebd.:17). Das Verhalten der Jungen liefert so häufig beides: den Grund als auch das Hindernis der Jungenarbeit.

Tatsächlich scheitern viele Versuche, Jungenarbeit zu machen, häufig bereits zu Beginn. Was bleibt, ist oft nur Frust über die „schwierigen“ Jugendlichen: „Es ist echt ätzend, mit ihnen zu arbeiten!“¹⁷. Konzepte der Jungenarbeit werden sich auf diese Bedingungen der Offenen Arbeit einstellen müssen. Denn wir können ja nicht einfach solange Jugendliche austauschen, bis sie zu unseren Konzepten passen. Die Blockaden mit denen Jungenarbeit konfrontiert wird, stellen deren Ausgangsbedingungen dar, sollten als solche akzeptiert und konzeptionell integriert werden. D.h. die Abwehr der Jungen verweist auf „Männlichkeit“, die nicht thematisiert werden will - und kann gerade deshalb das erste Thema der Jungenarbeit sein. Die Problematik der „Männlichkeit“ liegt hier - auch in ihrer Ambivalenz - offen und kann etwa in der Offenen Tür fokuisiert werden, ohne den Jungen gleich bierernst zu kommen.

Die Praxis in den Jugendtreffs, den Freizeitheimen und Aktivspielplätzen ist darauf angewiesen, daß Ansätze praktikabel sind und vor allem die Kinder und Jugendlichen damit konkret erreicht werden können. Der schönste Ansatz bleibt folgenlos, solange die Umsetzung im Alltag nicht klappt. Ziele, die - aus welchen Gründen auch immer - nicht umsetzbar sind, können zwar Themen in Fachaufsätzen und Diskussionsgrundlagen von Fachtagungen sein, aus Sicht der Praxis sind sie ebenso überflüssig wie ein Kropf.

◆ **Jungenarbeit: lebensweltbezogen, niederschwellig und offen?**

Andererseits wird so lange keine Praxis der geschlechtsspezifischen Jungenarbeit entstehen, wie nicht wenigstens ein minimaler Konsens über den Sinn und Gehalt der Jungenarbeit und über deren Ziele und Aufgaben gefunden wird. Die Umsetzung von Jungenarbeit erfordert die Verständigung über die neuen pädagogischen Anforderungen, die aus der Entdeckung der „Männlichkeit“ resultieren.

Doch die Offene Kinder- und Jugendarbeit ist gut beraten, sich dem Thema selbstbewußt zu nähern und die Eigentümlichkeiten ihres Arbeitsfeldes dabei nicht zu vergessen. Die Lebensraum- und Lebensweltbezogenheit einer akzeptierenden, stadtteilorientierten

¹⁷ Aussage eines Mitarbeiters zit. nach Sielert (1989)

Jugendarbeit hat sich in Nürnberg bewährt und sollte deshalb auch mit Jungenarbeit ihren Stellenwert behalten. Die Orientierung an den Lebenswelten der männlichen Kinder und Jugendlichen, an deren spezifischen Stärken und Schwächen muß im Vordergrund stehen. D.h. Jungenarbeit muß ebenso wie die Kinder- und Jugendarbeit offen der Klientel gegenüberstehen.

Die Chance der geschlechtsbewußten Jungenarbeit liegt so darin, sie

„in die Offenheit dieses Arbeitsfeldes hineinzutragen - statt immer noch und immer wieder die offenen Bereiche von Jugendarbeit als Vorhalle oder Durchlauferhitzer für eine ‘eigentliche’ Jugendarbeit zu betrachten, die erst jenseits dieser Offenheit begänne. Ein uraltes Dilemma Offener Jugendarbeit, nämlich ihren Eigensinn nicht wirklich ernst zu nehmen, holt uns auch hier immer wieder ein“ (Krafeld, F.J. 1996:18).

Es geht um einen neuen und spezifischen Blick auf die männlichen Jugendrealitäten und um den Versuch, in der Offenen Arbeit spezifische und adäquate Antworten zu finden, mit denen die Jungen und männlichen Jugendlichen erreicht werden können. Dazu ist eine Grundhaltung nötig, die den männlichen Kindern und Jugendlichen Unterstützung bietet, sie annimmt und Veränderungsangebote so formuliert, daß sie annehmbar werden.

„Kritischer Jungenarbeit bleibt vor diesem Hintergrund nichts anderes übrig - auch wenn es dem inzwischen selbstaufgeklärten Jungenarbeiter nicht in den Kopf will -, als an dem anzusetzen, das für gegeben anzunehmen, was sie bekämpfen wollen: daß das Männliche das Normale ist. D.h. daß es die Jungen nicht verstehen werden, wenn man ihr Rollenverhalten zum ‘Problem’ macht, wenn man versucht, sie mit einem ‘Defizit’ zu konfrontieren.“ (Böhnisch, L. /Münchmeier, R. 1987:139)

Diese pädagogische Binsenweisheit auch bei dem Nachdenken über Jungenarbeit wieder mehr zu beachten und von einer pädagogischen Logik auszugehen, scheint gerade für die Jungenarbeit nicht der schlechteste Rat zu sein. Denn die Diskussionen um die Einführung von jungearbeiterischen Angeboten und Arbeitsformen wurde mitunter recht aufgeregt geführt. Dabei wurden an die Jugendarbeit Ansprüche und Forderungen formuliert, die diese ohne Aufgabe ihrer Offenheit gerade nicht leisten kann. Aber auch bei der Entwicklung der Jungenarbeit gilt, daß Jugendarbeit nicht die Feuerwehr für gesellschaftliche Problemstellungen ist.

Doch Jungenarbeit war häufig ein Statthalter für außer-pädagogische Ideen und Forderungen, die an den Anforderungen der Praxis, den Bedürfnissen der Klientel und den Möglichkeiten der Kinder- und Jugendarbeit vorbeigeht. Pädagogische Standards wurden dabei oft zugunsten der ‘political correctness’ vernachlässigt. Gesellschaftspolitische Überlegungen bestimmten mehr die Diskussionen um Jungenarbeit als die Analyse der Situation der Jungen. Doch Jungen haben - wie gesehen - konkret Probleme und Schwierigkeiten, die mit ihrer männlichen Biografie zusammenhängen. Das gilt auch und besonders für das problematische und oft gefährliche Verhalten von jungen Männern.

Der Zusammenhang, wie er zwischen den nach außen gerichteten Symptomen und Verhaltensweisen und den besonderen Schwierigkeiten der Jungen bei der Lebensbewältigung besteht, kann in einer geschlechtsbewußten Jungenarbeit aufgegriffen und bearbeitet werden. In der Diskussion um die Jungenarbeit wurde dieser Doppelaspekt häufig übersehen. Die männlichen Jugendlichen wurden in kritischen Ansätzen oft nur äußerlich als „privilegierte Täter“ behandelt. Die Praxis der Jungenarbeit ist aber gefordert, die Jungen parteilich, zärtlich und liebevoll in den Blick zu nehmen, soll eine Arbeit entstehen, die den Jungen (und uns) etwas bringt.

2. Näherung und erste Schritte

Die Qualität und Intensität der Jungenarbeit wird wesentlich davon abhängen, wer diese Arbeit macht. Es gibt - wie so oft - keine verlässlichen Rezepte, keine Ratschläge oder methodischen Tricks, die lediglich anzuwenden wären, um eine gute Arbeit abzuliefern. Vielmehr sollten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auf ihre spezifischen Fähigkeiten und Fertigkeiten vertrauen und diese mit dem neuen Aspekt der geschlechtsreflektierten Arbeit kombinieren. Es spricht also nichts dagegen, erlebnispädagogische Elemente in der Jungenarbeit zu verwenden oder die Disco-Gruppe geschlechtsbewußt zu betreuen. Ein wesentlicher Punkt ist dabei die Umstellung des pädagogischen Fokus, die Einführung eines neuen Paradigmas, mit dem die Klientel, die Einrichtung, das Programm u.s.w. betrachtet und verstanden wird. Konkret heißt dies, folgenden Fragen nachzugehen:

1. Ist die Gestaltung meiner Einrichtung maskulin-zentriert? Sind die Räume so gestaltet, daß vor allem die „klassischen“ Freizeitinteressen männlicher Kinder und Jugendlicher damit bedient werden und Jungen gerade deshalb keinen Zugang zu anderen, neuen und wichtigen Erfahrungsfeldern machen können? (Beispiel: Hindert das Billard die Kommunikation? Steht das Kicker im Zentrum meiner Arbeit? Pflege ich mit Angeboten (allein) die Action-Kultur der Jungen?)
2. Welche Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen kann ich sehen? Wie verhalten sich die Mädchen in Räumen, was nutzen sie, und was nutzen die Jungen? Wo halten sich die Mädchen auf, wo die Jungen? Warum tun sie das?

Für die Beantwortung dieser Fragen könnte der folgende Leitsatz hilfreich sein: Setze die Mädchen als Norm. Produziere damit *testweise* eine feminin-zentrierte Sichtweise, mit der Du deine Einrichtung und Dein Klientel beschreibst. D.h. *alles*, was Mädchen tun, gilt also ab sofort als „normal“. Jugendverhalten ist jetzt das, was die Mädchen tun! Das Verhalten der Jungen wird dagegen als *Abweichung* von dieser („Als ob-) Jugendnorm“ beschrieben und jeweils mit Verweis auf die männliche Biografie *begründet*. Versuche jetzt die Jungen mit dieser Sichtweise zu beschreiben. (Beispiel: Jungen nutzen im Gegensatz zu den Mädchen häufiger das Billard. Offensichtlich haben sie ein Problem, ebenso wie die Mädchen, andere interessante Beschäftigungen in unserem Haus zu finden. Das liegt wahrscheinlich daran, das ihnen noch niemand gezeigt hat, was man sonst noch machen kann. Die Jungen müßten mehr gefördert werden.....)

3. Welche „Themen“ sehe ich bei den männlichen Jugendlichen? Was muß in der Arbeit beachtet werden? Was brauchen Jungen, um besser mit sich und ihrer sozialen Umwelt zurechtzukommen? Welche Probleme haben sie, für die wir spezifische Hilfestellungen geben müßten? Wo kann ich ansetzen, um die Jungen weiterzubringen?

3. Ansatzpunkte

Ansatzpunkte für Jungenarbeit gibt es reichlich. Jungen bringen alles mit. Wir müssen nur noch zugreifen, auswählen und Schwerpunkte setzen. Thema der Jungenarbeit sind die Jungen, deren spezifischen Probleme und Stärken und deren Umgang mit „Welt“. Ihre Form der sozialen Partizipation ist also der erste und wichtigste Ansatzpunkt emanzipatorischer Jungenarbeit, wenn es uns gelingt, das Prinzip der Externalisierung darin zu sehen. Denn die nach draußen gerichtete männliche Weltaneignung verweist immer auch auf die Jungen selbst. Wichtig ist es, die männlichen Klientel auch dann nicht aus dem Blick zu verlieren, wenn sie Probleme macht und „schwierig“ ist.

Die Verhaltensweisen und Produktionen der Jungen geben so wichtige Hinweise auf männliche Problem- und Fragestellungen, an denen wir anknüpfen können. Als Faustregel

kann gesagt werden: Immer dann, wenn Verhaltensweisen der männlichen von denen der weiblichen Kinder und Jugendlichen signifikant abweichen, kann vermutet werden, daß Zusammenhänge mit der sozialen Kategorie der Männlichkeit und der männlichen Sozialisation bestehen. Wenn z.B., wie wir gesehen haben, fast ausschließlich männliche Jugendliche und jungen Erwachsene körperliche Gewalt gegen andere ausüben, so verweist dies auf spezifische Bedingungen in der männlichen Biografie. Diesen Zusammenhängen zwischen Jungenhandeln und Männlichkeit nachzugehen, sie in der Analyse zu berücksichtigen und zum Thema in der sozialpädagogischen Arbeit zu machen, ist Jungenarbeit. Im Mittelpunkt des pädagogischen Handelns stünde dann die verstehende, akzeptierende pädagogische Intervention.

Der parteiliche und liebevolle Umgang mit Jungen ist allemal sinnvoller, als den Jungen immer nur Grenzen zeigen zu wollen oder sie für ihr Verhalten zu rügen. Jungen kennen die Regeln. Sie wissen, was verboten ist und was nicht. Doch trotz der Kenntnis etwa des Verbots, eine brennende Zigarette auf den neuen Boden zu werfen oder einen Tischtennisball anzuzünden, tun sie es vielleicht dennoch. Denn das (pädagogische) Gesetzeswerk, mit dem viele Jungen systematisch in Konflikt kommen, ist nur die eine Seite der normativen Vorgaben, die die Lebenswelt der Jungen bestimmen. Auf der anderen Seite stehen Aussagen zur Männlichkeit, die Jungen zu konformem, „männlichem“ Verhalten nötigen. Dieses kann durchaus im Widerspruch zu Verboten und geltenden Regeln stehen. Die Anerkennung in der peer-group ist Jungen jedoch häufig wichtiger, als die der Eltern oder der Pädagogen und Pädagoginnen (vgl. Schmutterer, E. / Schenk, M. 1996). Strafen werden deshalb von Jungen in Kauf genommen, solange sie durch ihr Handeln Anerkennung bei ihren Freunden finden.

Exkurs: die binäre Codierung der Männlichkeit

Jungen stellen mit ihrem Handeln erst Männlichkeit her. Diese Funktion haben wir bereits unter der Bezeichnung „doing gender“ kennengelernt. Weiterhin wissen wir, daß jegliches Verhalten von Jungen und Männern binär codiert und gewertet (beobachtet) wird¹⁸. Das Verhalten erscheint so entweder als „männlich“ (positiv) oder als „unmännlich“ (negativ).

Männlich codiertes Verhalten stellt Männlichkeit im erwünschten Sinne her. Genauer: es unterstützt den Anspruch des Aktors auf Anerkennung seiner „Männlichkeit“ durch andere. So ist etwa der gegen einen anderen Menschen gerichtete Faustschlag eines Jungen nicht nur aus Sicht der Jugendarbeit sozial unerwünscht und müßte verhindert, bzw. bestraft werden, doch im System der Männlichkeit, das in männlich dominierten peer-groups gilt, erscheint die Handlung als positiv, d.h. als „männliches Verhalten“. Mit ihm findet der Akteur Anschluß an die „richtige Seite“ innerhalb des Systems, bekommt Anerkennung, gilt als „mutig“ und damit als „richtiger Mann“. Die abweichende Bewertung der Handlung in anderen Systemen interessiert erst dann, wenn der Junge sich dort - etwa vor Gericht mit dem Code „Recht“ - rechtfertigen muß. Er kann dann nicht damit argumentieren, daß die Vermeidung der Gewalthandlung zu

¹⁸ Jedes gesellschaftliche Subsystem operiert nach Niklas Luhmann (1992) gemäß seiner eigenen und spezifischen binären Codierung: wahr - unwahr in der Wissenschaft, Recht - Unrecht in der Jurisprudenz, schön - häßlich in der Ästhetik usw.. Wenn „Männlichkeit“ als Teilsystem der Gesellschaft angesehen wird (wie das die Geschlechterforschung vorschlägt), dann muß in diesem System ebenfalls eine binäre Codierung ausgemacht werden können. Vermutlich ist dies die Unterscheidung zwischen „männlich“ und „nicht-männlich“. Innerhalb des Systems wird mit diesem Code kommuniziert. Wir können Jungen, die so kommunizieren, dabei beobachten, wie sie beobachten, und wir können dann sehen, was sie nicht sehen (können).

einem Verlust seines Männerstatus geführt hätte, er z.B. von seinen Freunden als „Feigling“ bezeichnet worden wäre. Vor Gericht zählt nicht der Code der Männlichkeit, sondern die Frage, ob ein Verstoß gegen das Gesetz vorliegt oder nicht.

Unmännlich codiertes Verhalten gefährdet dagegen den Anspruch auf Männlichkeit. Es führt zu einem Verlust der sozial anerkannten Männlichkeit, oder wie Hollstein formuliert, zu einer „Entmännlichung“ (Hollstein, W. 1996). Ein Junge, der in einer Konfliktsituation mit einem anderen Jungen sich zurückzieht und damit nachgibt, steht in der Gefahr, als „feige“ bezeichnet zu werden. Feigheit ist jedoch kein Indiz für „Männlichkeit“, weshalb dieses Verhalten ein Auslöser für einen Verlust seines Männlichkeitsstatus sein kann.

SCHAUBILD 6: DIE BINÄR CODIERUNG DER MÄNNLICHKEIT

	männlich codiertes Verhalten	unmännlich codiertes Verhalten
Status	positiv	negativ
Wert	Männlichkeitsgewinn	Männlichkeitsverlust

Wir werden das Verhalten der Jungen nur dann verstehen, wenn wir den Code kennen, mit dem sie operieren. Prinzipiell gibt es nur diese zwei Möglichkeiten der Einordnung: Entweder entspricht die Handlung eines Jungen dem Männer-Kodex, dann hilft sie ihm dabei, „Männlichkeit“ herzustellen; oder sie weicht von ihm ab, was zu einer „Entmännlichung“ führt. Jede Handlung besitzt so - innerhalb des Männer-Codes - entweder den (positiven) Status eines „männlichen“ Verhaltens oder den (negativen) Status eines „unmännlichen“ Verhaltens. Davon unberührt ist die Bewertung, wie sie in anderen Subsystemen vorgenommen werden kann. In gewaltaffinen Jungengruppen gilt aber der Männer-Code, und es interessiert die Jungen meist nicht, wie vielleicht die Sozialpädagogik über das Jungenhandeln denkt. Jungenarbeit sollte diesen Sachverhalt reflektieren und den Jungen helfen, sich gegenüber dem Männer- Code kritisch zu verhalten. Emanzipatorische Jungenarbeit will Jungen deshalb nicht die (sozialen) Grenzen ihres Handelns aufzeigen, sondern sie für die Bedingungen, Gründe und Folgen ihres Handelns sensibilisieren. Dies aus einem einfachen Grund: Man muß erst verstehen, warum man etwas tut, bevor man die Möglichkeit hat, sich zu verändern. Statt Grenzen zu setzen geht es um die Erweiterung der engen Grenzen, die der Code der Männlichkeit den Jungen setzt.

Es geht in der Jungenarbeit also zunächst darum, zusammen mit den Jungen die Zwickmühle, in der sie sich befinden, zu benennen. Der Männer-Kodex kann mit Jungen auf seine Konsequenzen für das individuelle Handeln analysiert werden. Es geht darum, die Jungen zu befähigen, mit sich und der Welt so umzugehen, daß sie nicht permanent in Konflikte verwickelt werden, Regeln überschreiten müssen, um sich ihrer Männlichkeit zu versichern.

Viele männliche Jugendliche beschreiben beispielsweise die Situation, in der es zu einer (verfolgten) Körperverletzung kam, als einen nicht mehr zu kontrollierenden Ablauf in sich selbst. Sie sprechen davon, daß bei ihnen „eine Sicherung durchgebrannt“ sei oder sie „nur noch rot gesehen“ hätten. Gewalthandeln ist offensichtlich für Männer häufig mit Kontrollverlust verbunden.

Der Faustschlag eines Jungen gegen einen anderen verweist aber *auch* auf den Körper und das Körperempfinden des „Schlägers“. Die „Lust“ bei der Gewalt, von der Jungen berichten, kann dann der Einstieg in die pädagogische Auseinandersetzung werden. Auf die Frage, wie er den Haß spürt, antwortet der Schläger Gerry in einem Interview in der TAZ:

„Ich will einen anderen irgendwie kaltmachen. Macht haben, will, daß er unter mir liegt. Das ist ein *schönes Gefühl*. Und wenn er dann sagt: bitte, bitte, und du in dem Moment noch mal reintrittst, *laufen Dir Schauer über den Rücken, daß es kribbelt*. Du *fühlst dich kraftvoll und frisch*. *Glücklich eben*. Danach denkst du an die Anzeige, an das Schmerzensgeld, das sie dir aufbrummen, und du fragst: Für was habe ich das jetzt getan? Aber *Schlagen ist einfach schön*. Wie mit 200 Sachen über die Autobahn fliegen. [...] *Schlagen ist ein Luxus*, den ich mir eigentlich gar nicht leisten kann.“ (Rogalla, A. 1996:13/kursiv d.A.)

Statt die sozialschädigenden Aspekte des Jungenhandelns zu thematisieren - was meist lediglich zu einer Eskalation im Konflikt führt -, kann gemeinsam mit den Jungen der Frage nachgegangen werden, was ihnen denn dabei Lust macht. Thema wäre der Körper und das Körperempfinden der Jungen, die sehr wohl wissen, daß ein Schlag Schmerzen bereitet.

Wir können jetzt die Jungen in ihren sozialen Bezügen genauer betrachten. Aus der Fülle der möglichen Beobachtungen wollen wir stellvertretend zwei Felder herausgreifen, in denen sich allgemeine Ansatzpunkte für eine emanzipatorische Jungenarbeit finden lassen. Zum einen werden wir uns das Spielverhalten von Jungen in Horten, zum andern die männliche Sprachpraxis in peer-groups ansehen.

• Jungenspiele: Konkurrenz und Härte

Das Bemühen der Jungen um geschlechtskonformes Verhalten prägt den Umgang der Jungen untereinander, wie den zu Mädchen und erwachsenen Personen. Es bestimmt aber auch bereits in frühem Alter das Spielverhalten der Jungen.

Jungen vermeiden alles, was von anderen als „unmännlich“ bezeichnet werden kann, um den eigenen Anspruch auf Anerkennung der Männlichkeit nicht zu gefährden. Statt dessen entwickeln Jungen ein Repertoire männlich codierten Verhaltens, das in der Regel als nach außen gerichtetes, „hartes“, „starkes“, „kompetentes“ oder „aktives“ Verhalten verstanden werden kann. Durch diese Verhaltensweisen erscheinen Jungen als „richtige Jungen“ und entgehen der Diskreditierung durch andere.

TABELLE 8: LIEBLINGSSPIELE IM FREIGELÄNDE

Mädchen		Jungen	
Rollen- und Phantasiespiele	18	Fußball	39
Fangspiele	16	Fang- und Ballspiele	je 9
Ballspiele und Seilspringen	je 9	Kämpfen, Schlagen, Streiten	6
Rennen und Turnen an Geräten	je 8	Kartenwerfen, Verstecken	je 5
Fußball	5	Spielen an Geräten	4
Tennis	3	Mädchen ärgern oder schlagen, sowie Reden mit Freunden	je 3

Quelle: Permiden, H. / Frank, K. 1995:42

Jungen, die „Mädchenspiele“ bevorzugen würden, würden von ihrer Umwelt vielleicht als „Muttersöhnchen“, „Schlappschwanz“ oder „Memme“ bezeichnet. Mit diesen Abwertungen wird Jungen „Männlichkeit“ entzogen.

In einer Untersuchung der bevorzugten Spiele von Hort-Kindern konnten Hanna Permiden und Kerstin Frank diese Einschätzung bestätigen. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß Jungen wesentlich öfters als Mädchen „geschlechtstypische“ Spiele als ihre Lieblingsspiele wählten (Permiden, H. / Frank, K. 1995:42).

Im Gegensatz zu den Mädchen, deren Spielverhalten differenzierter ist und die Rollen- und Phantasiespiele am häufigsten nannten, gaben viele Jungen Fußballspielen als ihre Lieblingsbeschäftigung an.

Fußballspielen ist nun ein deutlich männlich codiertes Spiel: Ein Junge, der erfolgreich Fußball spielt, bekommt Anerkennung in der Freundesgruppe, bei den Eltern und dem pädagogischen Personal. Gleichzeitig werden in diesem Sport Fähigkeiten eingeübt, die allgemein als „männlich“ gelten: z.B. Härte, Leistung, Durchsetzungsvermögen, aber auch Teamgeist. Carol Hagemann-White (1993) bezeichnet Fußball deshalb „als maßgebliche Sozialisationsinstanz von Jungen/Männern“: „die aktive Teilhabe am Fußballspiel [(...) verlangt] das Spüren, Benennen und die Kultivierung von aggressiven Kampfpulsen mit Einsatz des Körpers. Hier, in der Verschmelzung von Aggressivität mit Körperbewegungen, wird auch das ‘Mann-Sein’ trainiert“(ebd.:196). Dieser Umstand sollte pädagogisch reflektiert werden.

Neben der Begeisterung für das Fußballspiel sind die Nennungen der Jungen von Spielen, die wohl eher als „problematisch“ bewertet werden können, besonders auffallend: „Kämpfen, Schlagen, Streiten“, „Dinge kaputt machen“ und „Mädchen ärgern/schlagen“ wurde von Jungen insgesamt recht häufig genannt. Zwei Dinge sind zu nennen: Einerseits ist darauf hinzuweisen, daß die Jungen mit diesen Spielen sich konform zu den Erwartungen und Vorgaben des Männerkodex verhalten und damit spielerisch ihre „Rolle“ finden; andererseits dürften diese „Spiele“ häufig Anlaß für Beschwerden und negative Sanktionen durch das Personal, die Mädchen und die Eltern der Buben sein. Unschwer ist der Widerspruch zwischen

TABELLE 9: LIEBLINGSSPIELE IM INNENBEREICH

Mädchen		Jungen	
Rollen - und Phantasiespiele besonders in der Puppenecke	35	Tisch- und Brettspiele	22
Malen und Basteln	26	Bauecke	20
Tanzen	13	Kämpfen, Schlagen, Streiten, andere ärgern, Dinge kaputtmachen	12
Ruhecke	11	Malen, Basteln, Kicker sowie Spielen in der Ruhecke - dort auch Lesen, Toben, Musikhören	je 7
Soziale und auf Haushalt bezogene Tätigkeiten	7	Hausaufgaben machen	4
Bauecke	5	Billard und Kegel	je 3
Kicker und Hausaufgaben	je 4		
Höhle- und Lagerbauen und Spielen in einer Hängematte	3		

Quelle: Permiden, H. / Frank, K. 1995:42

den Wünschen der pädagogischen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und den Vorgaben zur „Männlichkeit“ zu erkennen. Diese Spannung ist mit Strafen und Verboten nicht aufzulösen. Wesentlich sinnvoller wäre es, zusammen mit den Jungen darüber nachzudenken, wie mit dieser Situation umzugehen wäre. Denn es ist klar: „Mädchen schlagen“ ist in keinem Hort

der Welt ein mögliches Jungenspiel. Das wissen die Jungen. Zu fragen bleibt, warum sie Schlagen dennoch als „Spiel“ bezeichnen und was daran Spaß machen könnte. Die Gründe, die die Jungen sehen, werden auf das Verständnis von Männlichkeit, sprich auf das Selbstbild der Jungen im Kontext der Jungengruppe verweisen. Die Sehnsucht der Jungen nach einem liebevollen Umgang mit sich und anderen bleibt dabei auf der Strecke.

Die Buben interessieren sich auch mehr für Wettkampf- und Konkurrenzspiele. Sie benötigen für ihr Spiel - auch in Räumen - mehr Platz als Mädchen, und sie tragen den Beobachtungen der Autorinnen zufolge „entscheidend zum Geräuschpegel im gesamten Hortbereich bei - nicht nur beim Toben im Raum oder durch ihre häufigen Zwischenbemerkungen während der Stuhlkreise, sondern auch dann, wenn sie in bestimmten Ecken oder an Tischen spielen“ (Permiden, H. / Frank, K. 1995:42f.). Logischerweise kommt damit Jungen mehr pädagogische Aufmerksamkeit in Form von Ermahnung oder Bestrafung zu, was sicherlich nicht als Indiz für eine Privilegierung zu werten ist. Die Lautstärke der Jungen ist Teil der Externalisierung, die die Unterentwicklung der „leisen Anteile“ kaschiert. Angebote, die in die „leise“ Richtung gehen, können für Jungen eine Entdeckung sein, die sie staunend kommentieren.

Fazit: Das Spielverhalten der Jungen unterscheidet sich bereits in sehr frühem Alter von dem der Mädchen. Mit einigen der bevorzugten Spiele bilden Jungen „handwerkliches Geschick, räumliches und technisches Denken und Vorstellungsvermögen“ (ebd.:43) aus, mit anderen sammeln sie „Erfahrungen in offenen Wettbewerbs- und Konkurrenzsituationen“ (ebd.). Andererseits fehlen Jungen jedoch Möglichkeiten, „Koordinationsfähigkeit, Geschicklichkeit oder Kooperation, wie man sie z.B. beim Seilspringen, Tanzen, Gummihüpfen und Turnen benötigt“ (ebd.) einzuüben. Auch im Bereich „Kreativität“ verfügen Jungen über weit weniger Erfahrungsfelder als die Mädchen. In Rollenspielen bevorzugen Jungen eher fiktive Vorlagen aus den Medien als die Mädchen. Die Mädchen „bringen also mehr eigene Vorstellungsgabe und Kreativität ein, als es das Nachspielen von Film- oder Comicvorlagen erfordert“ (ebd.). Jungenarbeit kann Jungen fördern, sich mehr mit diesen unterbelichteten Aspekten zu beschäftigen und hier Fähigkeiten zu entwickeln.

Statt also zu fragen, warum Mädchen nicht so gerne Fußballspielen oder sich so selten schlagen, sollte in der Jungenarbeit der Frage nachgegangen werden, warum Jungen bestimmte Sachen spielen und andere nicht. Diese Fragen können den Jungen selbst gestellt werden. Unserer Erfahrung nach interessiert Jungen die offene, nicht wertende oder belehrende Auseinandersetzung mit ihrem Verhalten sehr. Und sie können oft verblüffende Gründe für Verhaltensweisen bei sich und anderen nennen. Diesen Faden der Reflektion aufzunehmen und vielleicht auch gemeinsam mit den Jungen über sich selbst zu lachen, könnte der Beginn einer offenen, die Jungen ernst nehmenden Pädagogik sein.

• **Männersprache - Jungensprache**

Ähnlich dem Spielverhalten ist das Sprachverhalten der Jungen oft ein Problem für andere. Die Praktiker und Praktikerinnen klagen oft über Ausdrücke, abwertende Sprüche und Unverschämtheiten männlicher Kinder und Jugendlicher. In der Untersuchung von Permiden und Frank (ebd.) werden besonders die auffallend negativen Äußerungen der Jungen über Mädchen problematisiert: „An den Äußerungen [...] überraschte und ärgerte uns vor allem der hohe Anteil an Bemerkungen, die Mädchen pauschal abwerten“ (ebd.:58). Tatsächlich sind die „Sprüche“ der sieben- bis neunjährigen Jungen heftig: „*Mädchen sind eklig und stinken*“, sie können nichts, wissen nichts und seien „*Mißgeburten*“ (ebd.). Auf die Frage der Autorinnen, ob sie manchmal auch mit Mädchen spielen würden, reagierten die Jungen mit

„Würg- oder Brechgeräuschen oder auch mit Statements wie: ‘ich hasse Mädchen’ und ‘mit Mädchen spielen wir nicht, die ficken wir bloß’“ (ebd.:47).

Mädchen- und frauenfeindliche Äußerungen sind auch in der Jugendarbeit alles andere als selten. Es wundert deshalb nicht, wenn von manchen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Abbau des Sexismus als die wichtigste Aufgabe der Jugenerziehung genannt wird. Die Untersuchung im Hortbereich bestätigt die Feststellung, wie wichtig es ist, recht früh mit einer antisexistischen Arbeit zu beginnen: ohne Frage, Sexismus muß Thema in der Kinder- und Jugendarbeit sein, denn

„Sexismus hilft, Mädchen und Frauen eine randständige Position zuzuweisen, funktionalisiert sie und objektiviert sie. Mit sexistischem Sprechen wird der weibliche Körper symbolisch besetzt und ausgebeutet. Damit trifft Sexismus Mädchen und Frauen zielgerichtet und absichtsvoll. Er ist Bestandteil des Systems des Geschlechterdiphormismus und damit der Unterdrückung der Mädchen und Frauen in der Gesellschaft.“ (Schenk, M. 1995a:534f.)

Dennoch sollte Sexismus nicht der *einzig* Bezugspunkt in einer bewußten Jungenarbeit sein. Denn abwertende Äußerungen männlicher Kinder und Jugendlicher beziehen sich nicht immer und allein auf Mädchen oder Frauen. So dürften die schwulen- und lesbenfeindlichen Sprüche in der Praxis der Kinder- und Jugendarbeit ebensowenig zu überhören sein wie Abwertungen, die sich gegen einzelne Jungen, das Personal oder andere minorisierte Gruppen richten. Die geäußerten Aversionen müssen in ihrem Zusammenhang gesehen und in diesem Kontext thematisiert werden. Sexismus ist also lediglich *ein* - wenn auch mit der wichtigste - *Bestandteil* eines männlichen Einstellungspaketes.

In einer Sekundäranalyse der Ergebnisse des ALLBUS-Datensatzes von 1990 konnte gezeigt werden, „daß die Einstellungen zu Minoritäten mit anderen Einstellungen zusammenhängen [...]“ (Willems, H. 1993:55). Abwertende Haltungen sind so „im Sinne eines Einstellungssyndroms konsistent und logisch verbunden“ (ebd.). D.h. zwischen verschiedenen Formen des Sexismus und konservativen oder faschistischen Einstellungen bestehen Zusammenhänge, die die isolierte Auseinandersetzung mit einzelnen Elementen kaum sinnvoll machen. Das attestierte Einstellungssyndrom zeigt nach Willems darüberhinaus „Ähnlichkeiten zum Idealtypus der ‘autoritären Persönlichkeit‘“ (ebd.). Der „Männlichkeitwahn“ (Hacker, F. 1992) spielt dabei offensichtlich keine geringe Rolle. Dieser Zusammenhang zwischen abwertenden Einstellungen und Männlichkeit wurde auch von Klaus Theweleit in seiner Faschismustheorie eindrucksvoll herausgearbeitet (vgl. auch Theweleit, K. 1987).

Die sprachlichen Produktionen der Jungen sollten deshalb im pädagogischen Geschehen sehr ernst genommen werden. Sie sind Ausdruck und Auslöser einer „Ideologie der Ungleichheit“ (Heitmayer), die oft mit Männlichkeit verbunden ist. Das männliche Sprachhandeln - als Ausdruck einer Weltsicht - ist dabei, wie andere männliche Verhaltensweisen, vornehmlich nach außen gerichtet. Statt Aussagen über die eigene Person zu treffen, werden andere Menschen definiert und die Welt eingeteilt und beurteilt. Doch trotz dieser allgemeinen Außenorientierung sind in den Sätzen der Jungen immer auch Verweise auf eigene Fragestellungen, Probleme und Unsicherheiten enthalten, die mit der nach außen gerichteten, externalisierten Sprache vertuscht werden sollen.

Wenn ein männlicher Jugendlicher z.B. „*Du bist ein Arschloch!*“¹⁹ zu einem Mitarbeiter sagt, ist der abwertende Inhalt wirklich nicht zu überhören. Dennoch sagt der Junge auch etwas über sich und seine Welt der Emotionen. Auf Nachfrage kann er vielleicht sogar überzeugende Gründe nennen, warum der Mitarbeiter *für ihn* ein „Arschloch“ sei. Um diese

¹⁹ wir zitieren im Folgenden sinngemäß Schenk, M. 1995b:531

Gründe verstehen zu können, ist es jedoch nötig, seine Sicht der Welt zu kennen. Darauf kann der Jungenarbeiter sich problemlos einlassen: „Statt über die Zumutung der Du-Definition zu reden, kann die pädagogische Intervention den Sprecher selbst und dessen Wahrnehmung der aktuellen Situation thematisieren“ (Schenk, M. 1995b:531). Wir könnten also fragen: „*Warum glaubst Du, daß ich ein Arschloch bin?*“.

Mit dieser Frage fallen wir aus dem üblichen Kommunikationssetting, das jedoch in der Regel lediglich den Konflikt verstärkt. Damit kommen wir selten weiter. Statt darüber zu streiten, ob ich ein „Arschloch“ bin oder nicht, versucht die Frage Kontakt mit dem Jungen herzustellen, sie nimmt ihn erst und versucht eine Präzisierung seiner Aussage zu erreichen. Gerade damit haben Jungen ja oft große Probleme.

Jungenarbeit sollte den pädagogischen Umgang mit Jungen auf diese introspektiven Inhalte des abwertenden Sprechens einstellen, die in der konfrontativen Variante ausgeblendet bleiben. Zu fragen ist dann immer nach den „Ich-Aspekten“ in den Jungensätzen, die in den nach außen gerichteten Sätzen enthalten sind. Diese Form der Thematisierung ist erfolgversprechend, weil die Eskalation vermieden werden kann. Zudem kommen wir zu den tieferliegenden Gründen, die einen Satz nötig und sinnvoll machen. Der Satz ist zwar auf der einen Seite unerwünscht, auf der anderen sichern Jungen sich damit aber vielleicht die Anerkennung als „richtige Jungen“.

Um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, wollen wir ein Beispiel aus der Praxis der emanzipatorischen Jungenarbeit genauer betrachten. Hierbei steht ein Satz im Mittelpunkt, der etwa folgendermaßen lautet: „*Die Fotze möchte ich die Wand hoch vögeln!*“.

Dieser Satz dürfte erstmal viele ärgern und wütend machen. Sollte er in der Praxis fallen, wird er vielleicht „überhört“ oder zum Anlaß für einen Konflikt, in dessen Verlauf der Junge „Sexist“ und „Macho“ genannt werden könnte. Ohne Frage: Der Satz ist ein sexistischer Satz, mit dem Mädchen konkret diskriminiert und beleidigt werden. Wer jedoch verstehen will, warum der Junge diesen Satz sagt, muß tiefer gehen. Denn neben der offensichtlichen Funktion der Diskreditierung von Frauen oder eines bestimmten Mädchens gibt es Aspekte, die auf die Person des Sprechers und dessen Verständnis von Männlichkeit verweisen. In der nachfolgende Analyse²⁰ werden drei Funktionen genannt, die in der Auseinandersetzung mit dem Jungen zu beachten wären, weil sie für die Produktion des Satzes wesentlich sind. Der dominante Außensatz verstellt jedoch für gewöhnlich den Blick auf diese Aspekte. Doch der Junge konnte mit seinem Satz verschiedenes gleichzeitig erreichen. Es gelang ihm

„a) [der] Anschluß an männliche Kommunikationsweisen

Entgegen vieler anderer Jungensätze, die denkbar wären, [...] trifft der sexistische Satz des Jungen in der Regel in Jungen- oder Männergruppen auf offene Ohren. Der Junge wird gehört. Er löst mit seinem Statement vielleicht lautes und zustimmendes Gelächter, vergnügtes auf die Beine, Tische oder Schultern Schlagen und - soweit Getränke vorhanden - gegenseitiges Anprosten aus. Er hat somit einen *anschlußfähigen* Satz geliefert und zum Gelingen der Kommunikation in der Jungengruppe beigetragen.

Seltsamerweise sind Jungensätze dann besonders anschlußfähig, wenn sie unverbindlich nach außen gerichtete Weltaneignungs- und Weltdefinitionssätze sind. Diese sind in der Regel ohne *offensichtlichen* Bezug zur eigenen Befindlichkeit, selbst dann, wenn (wie in unserem Beispiel) eine ‘Ich-Aussage’ (ich möchte...) verbalisiert wird. Die ‘Ich-Aussage’ des Jungen wird jedoch in Außensätzen versteckt (codiert) und gleichzeitig von der Gruppe kollektiv ‘übersehen’. Durch diesen Trick sind emotionale Aussagen oder Selbstbeschreibungen zwar *da*, bleiben jedoch unterhalb der (‘offiziellen’) Wahrnehmungsgrenze.

²⁰ wir zitieren ausführlich aus dem Text „Sexismus und Jungenarbeit“ der Hamburger Zeitschrift „Forum für Kinder und Jugendarbeit“ 1/95

Ein Satz, der darauf besteht, über dessen Sprecher Botschaften zu enthalten und nicht vornehmlich über jemand anderen, die 'Welt' oder eine Sache, ist in der männlichen Kommunikation dagegen problematisch, weil er gegen das kulturelle Konstrukt der Männlichkeit verstößt. Man stelle sich beispielsweise vor, der Junge würde sagen: 'Ich bin irgendwie traurig, daß ich mit Frauen keinen Kontakt habe und nicht vögeln kann, wie ich es gerne möchte.' Dieser Satz liefert der peer-group alle Möglichkeiten zur Diskreditierung des Jungen. Mit der Codierung emotionaler Botschaften in Außensätze gelingt es den Sprechern, ihre Befindlichkeit zu verschlüsseln, sich gegen Diskreditierung abzuschotten und einen Satz zu sagen, der in der Gruppe bestehen kann. Der Junge trifft auf Zustimmung und Sympathie, weil er im Kontext der Männlichkeit bleibt und sich an die geltenden Regeln hält. [...]

b) [der] Beleg der 'Männlichkeit'

Der Junge zeigt mit seinem Satz, daß er ein 'richtiger Mann' ist, einer, der Frauen Wände hoch vögeln könnte, wenn er nur wollte. Dabei spielt keine Rolle, ob er es denn könnte oder nicht, nicht mal, ob er schon jemals mit einer Frau Sexualität hatte, sondern allein sein Satz weist ihn als 'richtigen Mann' aus. Dem Sprecher gelingt mithin die Besetzung des Männerpols. In dem Satz ist die Rollenverteilung klar: Der Sprecher setzt sich in die aktive, übermächtige und kraftstrotzende, die Frau hingegen in die passive, ohnmächtige und minderwertige Position. Mann-Sein heißt ja aktiv, kräftig, potent sein. Genau dies beansprucht der Sprecher für sich.

Frauen werden in der Aussage auf ihr Genital reduziert, objektiviert und damit der funktionalisierten Sexualität zugeführt. Durch die Entlebendigung der Frau ist Platz für eine entlebendigte, männliche Sexualität, die aktiv sein *muß*, um 'männlich' zu sein. Es ist kein Zweifel möglich, wer so spricht, so Sexualität, Frauen und sich selbst beschreibt/empfindet, der hat verstanden, was 'Mann-Sein' heißt. Genauer: er hat den gesellschaftlichen Auftrag, die Zwänge der Männerrolle internalisiert, seinen Körper abgespalten und den Kontakt zu sich selbst verloren. Aber selbst dieser Prozeß der Zurichtung erscheint auf maskuliner Seite als aktiv, ist codiert als 'männliche' Weltaneignung, die das Ausgeliefertsein des Mannes an die prägende Wucht der Geschlechterkonstruktion kaschiert.

Der Sprecher hat seinen 'Anspruch' auf Männlichkeit 'aktiv' abgesichert. Dies dürfte von der Gruppe nicht bestritten werden. Sexualität wird hier so beschrieben, wie sie sein *soll* und - das weiß eigentlich jeder Mann - nicht wie sie ist, sein könnte oder wie der Mann sie sich erträumt. Jungen, die jedoch von ihrer Sehnsucht, ihrer Trauer, Unsicherheit oder gar der Angst vor dem möglichen 'Versagen' sprechen würden, wären Gegenstand des Gelächters und des Spottes. Zu viele sexistische Witze zielen gerade auf die Potenz und Leistungsfähigkeit des Mannes. Wer z.B. ein Loch im Billard nicht trifft, sei auch zu dumm zum Vögeln! 'Männlichkeit' ist an Leistung und Leistung an Sexualität gekoppelt. Wer keine aktive, sprich penetrierende ('wirkliche') Sexualität mit einer Frau hat, ist prinzipiell kein Mann. Der 'Wichser' ist wie der 'Schlappschwanz' oder das 'Muttersöhnchen' der um seine 'Männlichkeit' *beraubte* Mann.

Abwertende Sprüche über Frauen stellen - ebenso wie viele andere männliche Produktionen - 'Männlichkeit' her! Sätze, die diese Anforderungen nicht erfüllen, machen verletzlich und bieten Angriffsflächen zur Diskreditierung des Aktors. Diskreditierung läuft häufig über die Aberkennung der 'Männlichkeit'. Diese kann wiederum nur durch ein als 'männlich' definiertes Verhalten zurückgewonnen werden. Dieser Walzer-Takt aus Abweichung-Diskreditierung-Konformität normiert und tradiert Männlichkeit im gesellschaftlich vorgegebenen und eingeforderten Sinn.

c) [die] Besetzung der 'richtigen' sozialen Position

Selbst wenn kein Mädchen oder keine Frau in der Situation anwesend ist, wird quasi als Fernwirkung den Mädchen und Frauen eine randständige soziale Position zugewiesen, ihr Körper besetzt und ausgebeutet. Das ist jedoch nur die eine Seite. Es geht im männlichen Sprechen immer auch um Weltaneignung, Aktivität und die eigene soziale Position, die qua Geschlecht zugewiesen wird und dennoch erkämpft werden muß. Um die eigene 'superiore' Position abzusichern, ist es nötig, Mädchen und Frauen abzuwerten und sie z.B. als passiv zu beschreiben. Die *aktive* Frau ist immer auch Schlampe oder Hure, eine, die's mit jedem macht. In der auf Aktivität gedrillten Männlichkeit hat nur die *passive* Frau Platz. Selbst wenn sie aktiv ist oder so erlebt wird, muß sie dennoch passiv gemacht werden, soll nicht die definierte Männlichkeit damit in Frage stehen.

Nur durch diesen Zusammenhang können Härte, Aggressivität, Häufigkeit und Intensität der sexistischen Sprache und Praxis in männlichen peer-groups verstanden werden: Die Mädchen und Frauen müssen weggedrückt werden, um die eigene 'männliche Identität' herzustellen. Das

Prädikat der 'Männlichkeit' muß erkämpft werden, denn es wird nur kurzzeitig und auf Widerruf vergeben. Der Abzug des Prädikats diskreditiert den Mann, entzieht 'Identität' und zwingt ihn, sein Verhalten jeweils auf seinen 'Männlichkeitswert' zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren.“ (Schenk, M. 1995a:37f.)

Die Verweise auf die eigene Person, auf die Regeln der Männlichkeit und deren Logik in den männlichen peer-groups zum Thema der Arbeit zu machen, ist ein Ansatzpunkt der emanzipatorischen Jungenarbeit. Gerade bei Jungen, deren nach außen gerichtetes Handeln viele verärgert und entsetzt, kann so parteiliche Offenheit und Annahme mobilisiert werden, die nicht zur Kumpanei führt.

4. Methodische Vorschläge

Es wäre ein Mißverständnis, würde angenommen, Jungenarbeit hätte prinzipiell in geschlechtshomogenen Gruppen stattzufinden. Im Gegenteil: Wichtigster Ort der emanzipatorischen Jungenarbeit ist die Offene Tür bzw. die Orte, an denen sich Jungen in ihrer Freizeit für gewöhnlich aufhalten. Auch die männliche Gruppenorientierung sollte ein Ausgangspunkt der Jungenarbeit sein. Jungenarbeit setzt nur in Ausnahmen auf Einzelgespräche, da die Dynamik in der männlichen peer group ein wichtiger Bestandteil der „Problematik“ ist. Hier werden die Regeln der Männlichkeit oft recht rigide formuliert.

Jungen können in Einzelgesprächen zwar oft recht gut die Strukturen ihrer Gruppe reflektieren, doch scheint alles vergessen, sobald sie wieder auf ihre Freunde treffen. Ein Junge kann im Einzelgespräch vielleicht „männliche Mutproben“ oder „Männlichkeitsbeweise“ als wichtigen Faktor seines Handelns beschreiben und sich davon distanzieren, doch wieder in der Gruppe, unterliegt er diesen Mechanismen wie zuvor. Sinnvoller erscheint es, in der peer-group bestimmte Dinge zu thematisieren und eben auch die Abwehr, die „Sprüche“ oder das Gelächter der Jungen in die pädagogische Arbeit miteinzubeziehen.

In offenen Strukturen und Räumen können dann viele Themen „live“ angegangen werden. Wichtig ist dabei, einen spezifischen und verstehenden Blick für das Geschehen zu entwickeln und Methoden zu finden, etwas in dieser Offenheit anzusprechen. So kann Jungenarbeit durchaus am Billard und beim Billardspielen stattfinden, wenn es gelingt, die konstant mitlaufenden Bezüge zur „Männlichkeit“ und zu Fragen der „männlichen Identität“ zu beachten. Die Kommunikation der Jungen kann auch beim Billard „gespiegelt“ werden, etwa dann, wenn ein Junge die Queue (frz. Schwanz) mit seinem Penis vergleicht, beim Stoß anzügliche Bewegungen macht oder der Sieg im Billard zum Beweis der Männlichkeit wird²¹. Selbst in den verrücktesten Aussagen der Jungen stecken Hinweise auf die eigene Person, die den Jungen „zurückgegeben“ werden können. Es geht dabei freilich nicht um Kritik oder Belehrung, sondern um den Versuch, die versteckten Inhalte sichtbar zu machen und sich gemeinsam mit den Jungen darüber zu wundern, wie verdreht und kompliziert die männliche Sprache ist - und wie gut wir sie dennoch verstehen.

Im Rahmen der emanzipatorischen Jungenarbeit haben sich verschiedene methodische Überlegungen und Grundhaltungen herausgebildet, die wir für wesentlich halten. Die Fokussierung der „Ich-Aspekte“ in der Kommunikation mit Jungen, wie wir sie bereits kurz kennengelernt haben, soll hier nochmals dargestellt werden. Dieses Prinzip wird von Schenk (1993:169f.) als „introspektive Wende“ bezeichnet. Jungenarbeit versucht damit Nähe und Kontakt zu den Jungen herzustellen. Weiterhin werden wir Parteilichkeit in der Jungenarbeit als wichtige Grundhaltung betrachten.

²¹ vgl. die ausführliche Analyse einer Billardinteraktion bei Schenk (1995b:534ff.)

• Die „introspektive Wende“

Mit der introspektiven Wende wird versucht, auf die externalisierten Produktionen von Jungen so zu reagieren, daß jeweils die versteckten Ich-Aussagen und die Bezüge zur Männlichkeit sichtbar werden. Wie wir gesehen haben, sind Jungensätze in der Regel außenorientiert. Z.B. sagt ein Junge, nachdem ein Mitarbeiter ihm bei der Begrüßung die Hand auf die Schulter legt: „*Nimm Deine Griffel weg, Du Schwuchtel!*“. Der Jungensatz benennt einen „Fehler“ des Pädagogen, auf den der Junge aggressiv reagiert. Offensichtlich ist die Berührung ein Problem für den Jungen. Mit dieser Geste hat der Pädagoge zu viel Nähe hergestellt und Grenzen des Jungen überschritten.

Nähe gilt im Kontext des Männer-Kodex als unmännlich. Ein Schlag auf die Schulter wäre dagegen, als männlich codiertes Verhalten, von dem Jungen wohl eher freundlich aufgenommen worden. Da „unmännliches“ Verhalten entweder als „weibisch“ oder als „schwul“ empfunden wird, ist es logisch, wenn die Berührung als „schwul“ bzw. der Pädagoge als „Schwuchtel“ bezeichnet wird. Die Benennung des Mitarbeiters als „schwul“ ist so gesehen eine negative Sanktion auf dessen Verstoß gegen die Regeln der Männlichkeit und deren Grenzüberschreitung. Die Identifizierung des Mannes als „Schwuler“ hat also nichts mit seiner sexuellen Ausrichtung zu tun, denn als „schwul“ wurde er deshalb - und nur deshalb - bezeichnet, weil er sich nicht männlich-konform verhielt und Nähe herstellte. Seine sexuelle Präferenz spielt dabei keine Rolle. Dennoch sind viele Jungen und Männer tief getroffen, wenn sie in den Verdacht geraten, schwul zu sein. Auch Mitarbeiter werden also die Zuschreibung entweder dementieren oder, was wahrscheinlicher ist, in den Gegenangriff übergehen und den Jungen in seine Schranken verweisen („*So lasse ich mit mir nicht umgehen!*“). Mit beiden Reaktionsweisen würde der Mitarbeiter jedoch die Diskreditierung seiner „Männlichkeit“ in den Mittelpunkt stellen und letztlich die Geltung des Männer-Kodex bestätigen.

Wir können jedoch den Satz des Jungen auch auf dessen Ich-Aspekte abklopfen. Der Junge benennt ja *auch* ein Gefühl bei sich, das er zwar im Rahmen der externalisierten Sprache in einen Außensatz transformiert, es damit jedoch nicht völlig herausnehmen kann. Eine Rück-Übersetzung des nach außen gerichteten Satzes könnte etwa folgende „emotionale“ Konnotation ergeben: „*Deine Berührung macht mir Angst, sie ist mir zu nahe, und ich weiß auch nicht, warum mich das so stört, aber ich würde Dich bitten, das nicht nochmal zu machen und vor allem jetzt die Hand von meiner Schulter zu nehmen*“. Freilich ist ein solcherart emotionaler, reflektierter und vorsichtiger Satz von einem männlichen Jugendlichen kaum zu erwarten.

Dennoch können wir auf Außensätze so reagieren, als ob diese Inhalte uns so klar mitgeteilt worden seien. Denn Jungen müssen Sätze produzieren, die nach außen gerichtet sind und keinen Anhaltspunkt für eine Diskreditierung des Jungen bieten. Trotzdem besitzen alle Sätze diese Innen-Seite, die in den Blick kommt, sobald die Funktionsweise der männlichen Externalisierung verstanden wurde. Das hat Konsequenzen für den weiteren Verlauf der Interaktion. Der Mitarbeiter könnte jetzt also z.B. seine Hand „überrascht“ wegnehmen und „*Entschuldige, das wollte ich nicht!*“ sagen.

Der dominante Außenaspekt wird ignoriert oder zumindest zurückgestellt. Statt dessen reagieren wir auf den emotionalen Innenaspekt der Aussage des Jungen. Dem Jungen wird damit signalisiert, daß er ein Recht hat, zu verlangen, daß seine Körpergrenzen akzeptiert werden. Sein Gefühl und seine Wahrnehmung in der Situation werden als berechtigt akzeptiert. In Folge könnten wir jetzt den Jungen fragen, was bei ihm gerade passiert sei: „*Was war da grad los bei Dir? Hab ich Dir Angst gemacht?*“. Wir geben dem Jungen die Verantwortung für sein Gefühl zurück. Es ist *seine* Unbehaglichkeit in der Situation.

Obgleich die weiteren Reaktionen des Jungen auch jetzt noch aggressiv sein können, ist es uns doch gelungen, die introspektiven Aspekte offen und respektvoll zu thematisieren. Diese Vorgehensweise nennen wir „introspektive Wende“. Ziel der introspektiven Wende ist es, die verschlüsselten emotionalen Botschaften im männlichen Sprechen sichtbar zu machen, um damit Verbindlichkeit, Nähe und Kontakt in den Vordergrund zu stellen. Wir wollen die Sensibilisierung des Jungen für sich selbst fördern und aus der Auseinandersetzung die Aggression herausnehmen.

• **Prinzip Nähe**

Wie gesehen, verstößt Nähe zwischen Männern - außer in ritualisierter Form - gegen den Männer-Kodex. Gleichzeitig kann jedoch die Sehnsucht der Jungen nach Nähe und Kontakt zu anderen Jungen und Männern kaum übersehen werden. Nähe kann sowohl körperlich, emotional, kommunikativ oder räumlich stattfinden. Doch eine Befriedigung dieses Bedürfnisses ist nahezu unmöglich, denn Nähe zwischen Männern wird als „unmännlich“ empfunden und vielleicht von anderen als Indiz für Homosexualität benutzt. Als „schwul“ bezeichnet zu werden, ist für viele Jungen mit das Schlimmste, was ihnen passieren kann. Statt Nähe wird so Distanz und Coolheit zu einem „Wert“, der männliche Anerkennung sichert.

Aufgabe einer Pädagogik, die das Prinzip Nähe in ihr Repertoire aufnimmt, ist es, die Angst vor Nähe als Thema zu erkennen, die Verhinderung von Nähe in der männlichen Sozialisation zu bemerken und zu versuchen, gemeinsam mit den Jungen Momente der nichtritualisierten Nähe herzustellen. Die Grenzen der Jungen sind dabei freilich zu beachten und zu respektieren (s.o.).

Männliche Mitarbeiter, die versuchen, Nähe und Kontakt zu Jungen herzustellen, stehen jedoch in der Gefahr als „schwul“ bezeichnet zu werden. Da schwulenfeindliche Aversionen bei männlichen Jugendlichen nicht selten und oft mit Aggression und Gewalt verbunden sind, ist hier Vorsicht geboten. Dennoch: Erst wenn Mitarbeiter das Nähe-Verbot des Männer-Kodex selbstbewußt bestreiten, keine Angst vor der Zuschreibung von Homosexualität haben, weil für sie Homosexualität nichts ist, mit dem Männer zu diskreditieren wären, könnte eine Arbeit entstehen, die statt Unverbindlichkeit Nähe, Kontakt und Beziehung in den Mittelpunkt stellt. Und gerade das könnten die Jungen brauchen!

Wichtig wäre es, für diese Arbeit politische und institutionelle Rückendeckung zu organisieren. Denn

„Engagement in diesem Bereich wird [...]häufig als Zeichen der Homosexualität des Mitarbeiters gewertet [...]. Wenn Mitarbeiter dieses Thema meiden, weil sie befürchten, sonst sowohl bei KollegInnen oder Vorgesetzten als ‘schwul’ zu gelten, dokumentiert dies ein weiteres ernstzunehmendes Problem. [...] Oft ist damit Diskriminierung, Ausgrenzung, beruflicher Nachteil und manchmal offene Aggression verbunden.“ (Schenk, M. 1994c).

• **Parteilichkeit**

Emanzipatorische Jungenarbeit ist parteilich. Diese Bestimmung mag manche Jungenarbeiter und Jungenarbeiterinnen verwundern. Der Begriff wird, wenn es um Jungenarbeit geht, oft nur zögerlich neben andere gestellt und gleich wieder mit Hinweisen auf die möglichen Grenzen der Parteilichkeit relativiert. So schreibt etwa Uwe Sielert unter der Überschrift „Reflektierte Jungenarbeit braucht eine Moral“: „In der pädagogischen Arbeit eine Moral zu haben heißt, klare Grenzen zu jenen Verhaltensweisen zu ziehen, die dann als unmoralisch gelten, und gleichzeitig die Jungen als Person zu akzeptieren“ (Sielert, U. 1989:39). Doch es versteht sich von selbst, daß mit Parteilichkeit anderes gemeint ist, als Kumpanei oder kritiklose

Zustimmung zu allem, was Kinder tun, sagen oder denken könnten. Parteilichkeit benennt vielmehr eine pädagogische Grundhaltung, die - so meinen wir - Pädagogik insgesamt bestimmt und so auch in der Jungenarbeit nicht aufgegeben zu werden braucht. Diese Grundhaltung bestimmt unsere Wahrnehmung der Jungen und Mädchen in ihren Lebenswelten und leitet das pädagogische Handeln. D.h. wir nehmen die Jungen auch in der Jungenarbeit parteilich in den Blick, verstehend und empathisch, sind zärtlich und liebevoll und bieten Hilfestellungen, Anregungen und Förderung da, wo dies nötig ist. Auch Kritik ist parteilich, will sie einem Kind Anregung geben, sich mit den verschiedenen Aspekten seines Handelns produktiv auseinanderzusetzen. Würde Jungenarbeit anders bestimmt, bliebe zu fragen, ob sie damit nicht hinter pädagogische Standards zurückfallen würde. Denn wenn Jungen vornehmlich als Problem, als potentielle Täter oder Störfaktoren behandelt werden, gehen wir nicht nur an den Individuen vorbei, sondern lassen uns auf ein Menschenbild ein, das nicht in einen pädagogischen Kontext paßt.

Jungenarbeit lehnt sich damit durchaus an Überlegungen an, die in der Mädchenarbeit entwickelt wurden. Wir zitieren aus dem Konzept zur Mädchenarbeit:

„Parteilichkeit bedeutet nicht, alles für angemessen zu befinden, was Mädchen machen, sondern sie in ihrem Ist-Zustand vorurteilsfrei anzunehmen. Die Authentizität der Pädagogen bezieht sich auf die Akzeptanz und Wertschätzung von Empfinden, Denken, Handeln und Verhalten der Mädchen. Parteilichkeit impliziert, daß die Bedürfnisse, Interessen, Lebensvorstellungen und Zukunftspläne der Mädchen zum Thema gemacht werden. [...]“ (Stadt Nürnberg - im Erscheinen 1996:13)

So verstanden, heißt Parteilichkeit eben nicht, das Ausspielen weiblicher gegen männliche Interessen zu forcieren, sondern die Annahme dessen, was ist, um gemeinsam nach neuen Wegen und Formen zu suchen, in der weder das eine, noch das andere Geschlecht bevorzugt oder abqualifiziert wird. Für Jungen kann diese Bestimmung problemlos übernommen werden: Parteilichkeit bedeutet nicht, alles für angemessen zu befinden, was Jungen machen, sondern sie in ihrem Ist-Zustand vorurteilsfrei anzunehmen.

Konkret heißt dies, die pädagogische Aufmerksamkeit auf Jungen einzustellen, deren Situation zu reflektieren und Angebote zu machen, die den Jungen etwas bringen, die ihnen helfen und dazu beitragen, daß sie ihre Männlichkeit leben können, ohne sich und andere zu verletzen oder wegzudrücken.

5. Schlußwort

Mit dieser Übersicht zur Jungenarbeit wurde der Versuch unternommen, grundsätzliche Perspektiven, Überlegungen und pädagogische Ideen zu bündeln. Der Diskussionsprozeß soll damit nicht beendet, sondern im Gegenteil befördert und weiter angeregt werden. Eine Aufgabe der nächsten Jahre wird es sein, Jungenarbeit in der Praxis zu konzeptionieren und fortzuschreiben. Es sollte aber klar geworden sein, daß mit der Einführung der Jungenarbeit nicht lediglich gemeint ist, gruppenpädagogische Angebote für Jungen einzuführen oder insgesamt einen Abschied von der Koedukation zu zelebrieren. Es geht vielmehr um eine Grundhaltung, die neben anderen, das pädagogische Geschehen insgesamt bestimmen wird.

Mancher Kollege und manche Kollegin werden vielleicht Stundenbilder oder detaillierte methodische Vorschläge vermissen. Doch nirgends wird deutlicher als in den Diskussionen um Jungenarbeit, daß pädagogisches Handeln keine Ansammlung von Methoden ist, sondern auf personale Kompetenz, Glaubwürdigkeit, Reflektiertheit und Offenheit beruht. In diesem Sinne wünschen wir uns eine lebhaft, offene und kritische Auseinandersetzung mit diesem Text, der lediglich eine erste Annäherung an das Thema der Jungenarbeit sein will.

LITERATUR:

- Alber**, Martin: Was im Augenblick getan wird, kann nicht der Weisheit letzter Schluß sein. Zur Problematik der Realisierung von Jungenarbeit, Diplomarbeit am Institut für Erziehungswissenschaften, Tübingen 1995
- Assanger**, R. / Wenniger, G. : Handwörterbuch der Psychologie, Weinheim und Basel 1983
- Bader**, Birgit / **Behnke**, Ben / **Back**, Christin-Susan: Das dritte Geschlecht - Transsexuelle, Transvestiten und Androgyne, Hamburg 1995
- Beauvoire**, Simone de: Das andere Geschlecht, Reinbeck bei Hamburg 1987
- Beck**, Ulrich: Risikogesellschaft - Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main 1986
ders.: Der Konflikt der zwei Modernen, in: Zapf, W. 1991
- Becker-Schmidt**, Regine: Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie; In: Zapf, W. 1991
- Böhnisch**, Lothar / **Münchmeier**, Richard: Wozu Jungenarbeit? Orientierungen für Ausbildung, Fortbildung und Praxis, Weinheim und München 1992
- Böhnisch**, Lothar / **Winter**, Reinhard: Männliche Sozialisation - Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf, Weinheim und München 1993
- Bornemann**, Ernest: Lexikon der Liebe / Materialien zur Sexualwissenschaft; Frankfurt/Main, Berlin und Wien 1978
ders.: Sexualität; in: Assanger, R. / Wenniger, G.: 1983
- Bublitz**, Hannelore: Geschlecht; in: Korte, H./Schäfers, B. 1992 und 1993
- Butler**, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/Main 1991
- Frank**, G./**Michl**, W. (Hrsg.): Stellenbeschreibungen. Eine Einführung in die berufliche Praxis sozialer Arbeit, Nürnberg 1996
- Fuchs-Heinritz**, Werner / **Lautmann**, Rüdiger / **Rammstedt**, Ottheim / **Wienhold**, Hanns (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie, Opladen 1994
- Gerhard**, Ute: Bewegung im Verhältnis zwischen den Geschlechtern und Klassen und der Patriarchalismus der Moderne 1991; In: Zapf, W. 1991
- Gildemeister**, Regine: Die soziale Konstruktion der Geschlechtlichkeit; in: Ostner, I. / Lichtblau, K. 1992
- Gilmore**, David D.: Mythos Mann - Wie Männer gemacht werden - Rollen, Rituale, Leitbilder, München 1993
- Glücks**, Elisabeth / **Ottmeier-Glücks**, Franz Gerd (Hrsg.): Geschlechtsbezogene Pädagogik, Münster 1994
- Goffman**, Erving: Interaktion und Geschlecht, Frankfurt/Main und New York 1994
- Goldberg**, Herb: Der verunsicherte Mann - Wege zu einer neuen Identität aus psychotherapeutischer Sicht, Reinbek bei Hamburg 1984
- Gruen**, A: Der Verrat am Selbst. Die Angst vor Autonomie bei Mann und Frau. München 1986
- Hacker**, Friedrich: Das Faschismus-Syndrom - Analyse eines aktuellen Phänomens, Frankfurt/Main 1992
- Hagemann-White**, Carol: Sozialisation: Weiblich-Männlich? - Alltag und Biografien von Mädchen Bd.1, Opladen 1984
dies.: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen aus einer theoretischen Einsicht 1993 (Feministische Studien 11); Nachdruck in: Pasero, U. / Braun, F. (Hrsg.) 1995:182ff.
- Heiliger**, Anita / **Engelfried**, Constance: Sexuelle Gewalt - Männliche Sozialisation und potentielle Täterschaft, Frankfurt/New York 1995
- Heitmeyer**, Wilhelm: Soziale Desintegration und Gewalt 1992 (zit. nach: Kersten, J. 1993)
- Helfferich**, Cornelia: Jugend, Körper und Geschlecht - Die Suche nach sexueller Identität, Opladen 1994
- Hoffmann**, Berno: Geschlechterpädagogik - Plädoyer für eine neue Jungen- und Männerarbeit, Münster 1994
- Hollstein**, Walter: Nicht Herrscher, aber kräftig - Die Zukunft der Männer, Hamburg 1988
ders.: Männer, In: Kreft, D. / Mielenz, I. 1996

- HVHS** (Heimvolkshochschule Alte Molkerei Frille): parteiliche Mädchenarbeit & antisexistische Jungenarbeit, Frille 1989 (Bezug: HVHS Freithof 16 Petershagen-Frille)
- Kersten**, Joachim: Der Männlichkeits-Kult - Über die Hintergründe der Jugendgewalt; In: Psychologie Heute 9/1993
- Kindler**, Heinz: Maskerade - Jungen- und Männerarbeit für die Praxis, Schwäbisch Gmünd und Tübingen 1993
- Klinger**, Cornelia: Romantik und Feminismus - Zur Geschichte und Aktualität ihrer Beziehung; In: Ostner, I. / Lichtblau, K. 1992
- Korte**, H./**Schäfers**, B. (Hrsg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie, Opladen 1992 und 1993
- Kotthoff**, Helga: Geschlecht als Interaktionsritual; In: Goffmann, E. 1994
- Krafeld**, Franz Josef: Mädchenarbeit als Leitmuster?; In: Sozial Extra 3/1996
- Kreckel**, Reinhard: Geschlechtssensibilisierte Soziologie. Können askriptive Merkmale eine vernünftige Gesellschaftstheorie begründen?; In: Zapf, W. 1991
- Kreft**, Dieter / **Mielenz**, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit, Weinheim und Basel 1996
- Lenz**, Hans-Joachim: Spirale der Gewalt - Jungen und Männer als Opfer von Gewalt, Berlin 1996
- Lindemann**, Gesa: Szenen einer Begriffsdebatte; in: die Tageszeitung vom 5.08.1994:13
- Luhmann**, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1992
- Meyer** - Bibliographisches Institut: Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Mannheim, Wien, Zürich 1971ff.
- Mies**, Maria: Patriarchat und Kapital - Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, Wien 1989
- Mika**, Bascha: Weibmänner und Mannweiber; in: die Tageszeitung vom 08.03.1994:11
- Ostner**, Ilse / Lichtblau, Klaus (Hrsg.): Feministische Vernunftkritik - Ansätze und Traditionen, Frankfurt/Main und New York 1992
- Pasero**, Ursula / Braun, Friederike (Hrsg.): Konstruktion der Geschlechter, Pfaffenweiler 1995
- Permiden**, Hanna / **Frank**, Kerstin: Schöne Mädchen - Starke Jungen? Gleichberechtigung: (k)ein Thema in Tageseinrichtungen für Schulkinder, Freiburg im Breisgau 1995
- Rogalla**, Annette: „Einen anderen einfach kaltmachen“; In: die Tageszeitung vom 6. August 1996, Seite 13
- Rohrmann**, Tim: Junge, Junge - Mann o Mann / Die Entwicklung zur Männlichkeit, Reinbek bei Hamburg 1994
- Schäfers**, Bernhard: Soziologie des Jugendalters, Opladen 1989
- Scharinger**, Karl: Jungen, das vergessene Geschlecht? Eine Tagungsbericht; in: deutsche jugend 2/1990
- Schaub**, Horst / **Zenke**, Karl G.: Wörterbuch zur Pädagogik, München 1995
- Schenk**, Michael: Emanzipatorische Jungenarbeit im Freizeitheim/ Zur offenen Jungenarbeit mit Unterschichtsjugendlichen; in: Winter, R. / Willems, H. 1991
- ders.: Warum Jungenarbeit? Zur Begründung von emanzipatorischer Jungenarbeit: eine Kritik am Konzept der antisexistischen Jungenarbeit und einige Beispiele für eine Alternative; In: Sozial Extra 7-8/92 (Nachdruck: Päd Extra 1/93)
- ders.: Jugendgewalt ist Männlich; In: deutsche jugend 4/93
- ders.(1994a): Die Funktionen der „Schwulenfeindschaft bei männlichen Jugendlichen“; in: deutsche jugend, 10/1994
- ders. (1994b): Projekt: Männerforschung in Nürnberg; in: Sozial Extra 12/1994
- ders. (1994c): Antihomosexuelle Gewalt und Jugendarbeit; in: Nürnberger Schwulenpost 10/94
- ders. (1995a): Antisexismus und Jungenarbeit; in: Forum der Kinder und Jugendarbeit (Hamburg) 1/1995
- ders. (1995b): Jungenarbeit und Männersprache; in: deutsche jugend 12/95
- Schmutterer**, Eva / **Schenk**, Michael: „Sei nicht wie das Veilchen im Moose“ oder „Auch Indianer kennen Schmerzen“ Aspekte emanzipatorischer Mädchen- und Jungenarbeit 1996; in: Frank, G./Michl, W. (Hrsg.) Nürnberg 1996
- Schnack**, Dieter / **Neutzling**, Rainer: Kleine Helden in Not - Jungen auf der Suche nach Männlichkeit, Reinbek bei Hamburg 1990
- Senatsverwaltung** für Schule, Jugend und Sport - Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hrsg.): Opfer Täter Angebote - Gewalt gegen Schwule und Lesben; Berlin 1996

- Sielert**, Uwe: Jungenarbeit - Praxishandbuch für die Jugendarbeit, Weinheim und München 1989
- Sigusch**, Volkmar: Geschlechtswechsel, Hamburg 1995
- Sozial Extra** Schwerpunkt: „Gays go social work“; Sozial Extra 6/1995
- Stadt Nürnberg, Jugendamt**: Mädchenkonzept 1996 (im Erscheinen)
 dies: Leitbild zur offenen Kinder und Jugendarbeit 1996 (im Erscheinen)
- Stoller**, Robert J.: Sex and gender. Vol II: The transexual experiments, New York 1976 (zit. nach Sigusch, V. 1995)
- Theweleit**, Klaus: Männerphantasien. Reinbek bei Hamburg 1987
- Tilner**, Georg /**Kaltenecker**, Siegfried: Offensichtlich männlich. Zur aktuellen Kritik der heterosexuellen Männlichkeit; in: Widersprüche September 1995 (Heft 56/57)
- Trauternicht**, Gitta: Mädchen; In: Kreft, D./ Mielenz, I. 1996
- Treibel**, Anette: Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart, Stuttgart 1993
- Wegner**, Lothar: Wer sagt, Jungenarbeit sei einfach? Blick auf aktuelle Ansätze geschlechtsbezogener Arbeit; in: Widersprüche September 1995 (Heft 56/57)
- Wellhöfer**, Peter R.: Grundstudium Allgemeine Psychologie, Stuttgart 1990
- Willems**, Helmut (Zusammen mit Roland Eckert, Stefanie Würtz, Linda Steinmetz): Fremdenfeindliche Gewalt - Einstellungen, Täter, Konflikteskalation, Opladen 1993
- Winter**, Reinhard: Identitätskrücken oder Jungenarbeit? Zur Begründung eigenständiger Ansätze kritischer Jungenarbeit; Winter, R./Willems, H. 1991
 ders.: Männliche Sozialisation und Jungenarbeit; in: deutsche jugend 4/1993
 ders.(1996a): Nicht mit Moral und Abbruchhammer! Jungenarbeit: kaum geboren schon voll in der Krise SozialExtra 1-2/96
 ders.(1996b): Jungensozialisation: Gewalt gegen Schwule als Problemlösung? In: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport - Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hrsg.) 1996
- Winter**, Reinhard / **Willems**, Horst: Was fehlt, sind Männer - Ansätze praktischer Jungen- und Männerarbeit, Schwäbisch Gmünd und Tübingen 1991
- Zapf**, Wolfgang (Hrsg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie): Die Modernisierung der modernen Gesellschaft - Verhandlungen des 25. Soziologentages in Frankfurt am Main 1990 -, 1991
- Zinsmeister**, Julia: Die Abweichung von der Abweichung; In: Forum Recht, 2/1995